D 20720 E

DER STERN

September 1981 · 107. Jahrgang · Nummer 9



Der Stern

Veröffentlichung der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage

September 1981
107. Jahrgang
Nummer 9

Der Stern: Übersetzungsabteilung der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Im Rosengarten 25b, D-6368 Bad Vilbel, Telefon 06193/64017 und 64018.

Nachrichtenredaktion: Holger G. Nickel, Im Rosengarten 25b, D-6368 Bad Vilbel, Telefon 06193/64056.

INHALT

Präsident Kimball zum Thema Fluchen ... 1
Der Klatsch – eine Schlinge des Teufels. *Gene R. Cook* ... 6
Gesund bleiben – Vorschläge vom Wohlfahrtsdienst ... 8
Ich bin nicht mehr dieselbe – und meine Ehe auch nicht ... 15
Wie soll ein Führer in der Kirche sein? *Mark E. Petersen* ... 18
Im Februar komme ich zur Welt. *Florence B. Nielsen* ... 26
Raymond und der Bus. *Kathleen Conger Ellis* ... 28
Die Antwort in der Küche. *Sue Ann Crockett* ... 30
Ich habe eine Frage. *Daniel H. Ludlow* ... 32
„Gebt also acht, daß ihr richtig zuhört." *John A. Green* ... 35
Der patriarchalische Segen. *LeGrand Richards* ... 38
Auf des Herrn Weise beten. *Stephen L. Law* ... 43
Emilys Stolz. *William G. Hartley* ... 46
Gesang um Mitternacht. *Diana McFarland Brown* ... 48
Die Kuh des Nichtmormonen. *Rhoda Lewis Behunin* ... 51

FÜR KINDER

Hoffnung am Ende der Schnur. *Andrea H. Chatwin* ... 1
Nachrichten aus der Wissenschaft: Kommen die Heuschrecken wieder? *Dr. Sherwood B. Idso* ... 4
Lorenzo Snow (1814–1901) ... 8

Jahresabonnement:
DM 21,60 durch Einzugsverfahren (bei Bestellung durch Zweige oder Gemeinden).
Bei Direktbestellung an Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Stadtsparkasse Frankfurt 88666, BLZ 50050102.
sFr. 22,80 an Citibank, Genf, Konto-Nr. 0/312750/007 Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage in der Schweiz.
ÖS 144,— an Erste Österreichische Spar-Casse, Wien, Konto-Nr. 000-81388, Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage.
USA und Kanada (nicht mit Luftpost): $ 10.00.

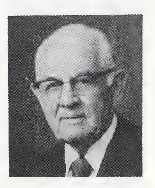
Verlag Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Porthstraße 5-7, D-6000 Frankfurt am Main 50.

Printed in the Federal Republic of Germany

PB MA 061A GE

Botschaft von der Ersten Präsidentschaft

Präsident Kimball zum Thema FLUCHEN



Als ich einmal im Krankenhaus aus dem Operationssaal geschoben wurde, stolperte der Krankenpfleger und stieß im selben Atemzug mit dem Namen des Erretters ein paar abscheuliche Flüche aus. Ich war zwar nur halb bei Bewußtsein, doch mich schauderte, und ich bat ihn: „Bitte! Das ist der Name meines Herrn, den Sie da in den Schmutz ziehen!"

Es folgte Totenstille; dann hörte ich eine unterdrückte Stimme flüstern: „Entschuldigung." Er hatte im Augenblick vergessen, daß der Herr seinem ganzen Volk nachdrücklich geboten hat: „Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht mißbrauchen" (Ex 20:7).

Viele wollen ihr Fluchen damit entschuldigen, indem sie sagen, die Zehn Gebote seien vor Jahrtausenden einem Volk in einem ganz anderen Erdteil gegeben worden. Wir dürfen aber eins nicht vergessen: Der Herr hat sie nicht nur den Israeliten mit Nachdruck gegeben, sondern er hat sie in der Zeitenmitte gegenüber den Juden betont und sie sogar in unserer eigenen Evangeliumsausschüttung wiederholt — zu unserem Nutzen und zu unserer Führung.

Dem jungen Mann in Jerusalem, der nach dem Weg zur Errettung fragte, antwortete Christus: „Wenn du das Leben erlangen willst, halte die Gebote!" (Mt 19:17.)

„Welche?" fragte der wißbegierige junge Mann, und der Herr führte ihm die Zehn Gebote an. Sie hatten immer noch Gültigkeit.

Der Apostel Paulus klagt die Menschen an, die fluchen: „Ihre Kehle ist ein offenes Grab, mit ihrer Zunge betrügen sie; Schlangengift ist auf ihren Lippen. Ihr Mund ist voll von Fluch und Gehässigkeit" (Röm 3:13, 14).

Und auch Jakobus prangert das Böse an:

„Die Zunge kann kein Mensch zähmen, dieses ruhelose Übel, voll von tödlichem Gift.
Aus ein und demselben Mund kommen Segen und Fluch. Meine Brüder, so darf es nicht sein" (Jak 3:8, 10).
In der jüngsten Evangeliumsausschüttung hat uns der Herr gewarnt:
„Darum sollen alle Menschen sich in acht nehmen, wie sie meinen Namen in den Mund nehmen.
Denn siehe, ich sage: Es sind viele, die unter Schuldspruch stehen, weil sie den Namen des Herrn gebrauchen und ihn unnütz gebrauchen, da sie keine Vollmacht haben" (LuB 63:61, 62).
Trotzdem hören wir, wie die verschiedenen Namen Gottes ohne Ehrfurcht ausgesprochen werden — sei es auf der Straße, in der Öffentlichkeit, bei der Arbeit oder bei gesellschaftlichen Anlässen. Wenn wir ausgehen und uns unter die Leute mischen, sind wir erschüttert darüber, daß die Gotteslästerung so allgemein akzeptiert wird. Man hört derlei von der Bühne, von der Leinwand, vom Bildschirm und aus dem Radio. Wir können uns vorstellen, wie Lot sich gefühlt haben muß, „der unter dem ausschweifenden Leben der Gottesverächter litt", wie Petrus berichtet (2 Petr 2:7).
Wir fragen uns: Wenn sich jemand schon sonst weigert, Gottes Willen zu tun, warum ist er noch zusätzlich geistig so abgestumpft, daß er seine Fähigkeit, sich zu verständigen, immer mehr verkümmern läßt und sich einer derben und gotteslästerlichen Sprache bedient? Sprache ist wie Musik — an beidem erfreut uns die Qualität, die Vielfalt und Schönheit. Schon wenige Mißklänge können sehr peinlich wirken.
Vor kurzem nahm ich ein Buch zur Hand, das große Verbreitung gefunden hat. Es wird in den höchsten Tönen gelobt und ist ein Bestseller, doch die gotteslästerlichen und vulgären Dialoge darin ließen mich erschauern. Die Art und Weise, wie die Charaktere dieses Buches den heiligen Namen Gottes mißbrauchen, stieß mich ab. Warum ist das so? Warum verkaufen sich die Autoren so billig und entheiligen ihr gottgegebenes Talent? Warum lästern sie Gott und



Wer sich einer gotteslästerlichen und derben Sprache bedient, ist geistig abgestumpft.

fluchen? Warum nehmen sie den Namen ihres Schöpfers in den unheiligen Mund und lassen ihn aus ihrer Feder fließen — den heiligen Namen ihres Erlösers? Warum setzen sie sich über sein unmißverständliches Gebot hinweg?

„Du sollst nicht falsch bei meinem Namen schwören; du würdest sonst den Namen deines Gottes entweihen. Ich bin der Herr“ (Lev 19:12).

„Prahlt denn die Axt gegenüber dem, der mit ihr hackt?“ (Jes 10:15.)

Als ich einmal im Autobus unterwegs war, stieg eine Gruppe junger Basketballspieler zu. Sie überboten sich gegenseitig im Fluchen. Vielleicht hatten sie das von älteren Männern gelernt, mit denen sie beisammen gewesen waren. Ich weiß, daß ihnen die ganze Tragweite ihrer Worte nicht bewußt war.

Ein paar junge Leute hatten ihr Auto am Strand festgefahren. Es steckte tief im Sand, und sie konnten es auch mit vereinten Kräften nicht freibekommen. Ich bot meine Hilfe an, doch ihre widerwärtige Sprache vertrieb mich, und ich ging fort.

Vor einiger Zeit war ich in San Francisco im Theater. Das Stück war schon lange in einem New Yorker Theater gelaufen und wurde allgemein gepriesen. Doch die Schauspieler — sie waren unwürdig, dem Herrn auch nur die Schuhe aufzuschnüren — beschmutzten seinen heiligen Namen mit ihrer gemeinen, vulgären Redeweise. Sie redeten die Worte eines Autors nach — Worte, die den heiligen Namen ihres Schöpfers lästerten. Das Publikum lachte und applaudierte, und indem ich an den Autor, die Schauspieler und das Publikum dachte, hatte ich das Gefühl, daß sie alle an dem mitschuldig waren. Mir kam die Stelle im Buch der Sprichwörter in den Sinn, wo verurteilt wird, wer mit dem Bösen Nachsicht übt.

„Wer mit dem Dieb teilt, haßt sich selbst, er hört die Verfluchung, doch er macht keine Anzeige“ (Spr 29:24).

Sei es im Theater, sei es am Telefon — empfindliche Ohren und Augen werden tagtäglich durch die unnötige und lästerliche Verwendung des Namens unseres Herrn und Gottes beleidigt. Im Gasthaus, auf dem Feld, in Gesellschaft, in Geschäftskreisen und wohin auch immer wir den Blick wenden, werden die verschiedenen Namen unseres Erlösers auf anmaßende und sündhafte Weise gebraucht. Wenn wir gedankenlos und sorglos reden, wenn wir mit böser Absicht und aus Trotz sprechen, so dürfen wir eins nicht vergessen: Wir können den Namen des Herrn nicht ungestraft mißbrauchen. Wenn wir alles Heilige in den Schmutz ziehen und die verschiedenen Namen Gottes tagtäglich auf gemeine und ehrfurchtslose Weise in den Mund nehmen, fordern wir dann nicht letztlich unsere eigene Vernichtung heraus?

Der Herr hat gesagt, daß wir für unsere unanständige Sprache Rechenschaft ablegen müssen. Meine jungen Freunde, ich will doch annehmen, daß ihr keine unanständigen Worte gebraucht. Das wäre eine Schande. Unanständigkeit, die auf andere Eindruck machen soll, hat in Wirklichkeit auf den Hörer wie auf den Sprecher einen deprimierenden Effekt. Wenn die Menschen Unanständigkeit als ein Zeichen von Schwäche, nicht von Stärke und Mannestum sehen könnten, als dumm und nicht als weltmännisch, so würden sie auch die Stärke Jesu Christi klarer erkennen, des ehrlichsten und anständigsten Menschen, der je auf Erden gelebt hat.

Es ist etwas Furchtbares, wenn ein



Mensch den Namen Gottes respektlos gebraucht. Das schließt auch ein, daß man den Namen des Herrn nicht ohne Vollmacht in den Mund nehmen darf — und doch gibt es viele, die vorgeben, sie hätten Offenbarungen und Vollmacht, während sie diese gar nicht direkt vom Herrn haben.

Zu allen Zeiten haben die Propheten diese schwere Sünde gerügt. Der Prophet Jesaja hat diejenigen zur Rechenschaft und Umkehr gerufen, die „beim Namen des Herrn schwören und sich bekennen zu Israels Gott, aber nicht offen und ehrlich" (Jes 48:1).

Als Ijob vernahm, daß seine Söhne und Töchter, die Geselligkeit gern hatten, in ihren Häusern vergeudeten und verschwendeten, „brachte er so viele Brandopfer dar, wie er Kinder hatte. Denn Ijob sagte: Vielleicht haben meine Kinder gesündigt und Gott gelästert in ihrem Herzen" (Ijob 1:5).

Er befand sich in großer Not. Die Knochen schmerzten ihn, sein Fleisch war wund, sein Herz leidgeprüft und seine Hoffnung fast geschwunden. Als aber seine Frau sagte: „Hältst du immer noch fest an deiner Frömmigkeit! Lästere Gott und stirb!", da wies der getreue Ijob sie mit Strenge zurecht: „Wie eine Törin redet, so redest du" (Ijob 2:9, 10).

Auch George Washington hat uns ein gutes Beispiel gegeben. Als er erfuhr, daß einige seiner Offiziere zum Fluchen neigten, schickte er ihnen am 1. Juli 1776 einen Brief, aus dem ich zitieren möchte: „Der General hört mit Bedauern, daß die törichte und schlechte Gewohnheit des Fluchens, die bisher in unserer amerikanischen Armee kaum bekannt war, zur Mode wird. Er hofft, daß die Offiziere dem durch ihr Beispiel und ihren Einfluß entgegenwirken und daß sie und die Mannschaften bedenken: Wir dürfen nicht hoffen, daß der Himmel unsere Waffen segnet, wenn wir ihn durch Lasterhaftigkeit und Ungehörigkeit beleidigen. Abgesehen davon ist dies ein so gewöhnliches, vulgäres Laster und es besteht dazu nicht die geringste Veranlassung, so daß jeder Mann von Vernunft und Charakter dafür nur Abscheu und Verachtung übrig hat."

Als Mitglieder der Kirche muß es uns in Fleisch und Blut übergehen, daß wir den Namen des Herrn nur ehrfürchtig gebrauchen. Als gute Heilige der Letzten Tage rauchen wir beispielsweise nicht. Wir trinken nicht. Wir trinken weder Tee noch Kaffee. Wir nehmen keine schädlichen Drogen. Und wir reden auch keine schmutzige Sprache. Wir

fluchen und schmähen nicht. Wir mißbrauchen den Namen des Herrn nicht. Was das Vermeiden des Fluchens angeht, so kann man darin leicht vollkommen werden. Man verschließt einfach einer solchen Sprache den Mund und befindet sich damit in diesem Punkt auf dem Weg zur Vollkommenheit.

Doch damit endet unsere Verantwortung noch nicht. Das hieße ja nur, daß man davon absieht, zu sündigen. Um aber rechtschaffen zu handeln, müssen wir den Namen unseres Herrn ehrfürchtig und in Heiligkeit aussprechen, wenn wir beten, eine Rede halten oder mit anderen sprechen. Jesaja hat gesungen: „Denn uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns geschenkt. Die Herrschaft liegt auf seiner Schulter; man nennt ihn: Wunderbarer Ratgeber, Starker Gott, Vater in Ewigkeit, Fürst des Friedens" (Jes 9:5).

Jesus hat sein Leben vollkommen gemacht und ist unser Messias geworden. Sein unschätzbares göttliches Blut wurde vergossen, und er ist unser Erretter geworden; sein vollkommenes Leben wurde hingegeben, und er ist unser Erlöser geworden. Seine Sühne für uns macht es möglich, daß wir zum Vater im Himmel zurückkehren. Doch wie gedankenlos und undankbar sind die meisten Menschen, für die er das getan hat! Die Undankbarkeit ist eine Sünde, die es zu allen Zeiten gibt.

Unzählige Menschen beteuern, daß sie an ihn und an seine Werke glauben, doch sind es nur verhältnißmäßig wenige, die ihn wirklich ehren. Millionen von uns nennen sich Christen, doch nur selten danken wir ihm auf den Knien für sein allergrößtes Geschenk — sein Leben.

Wir wollen uns von neuem vornehmen, daß wir ehrfürchtig sind und unserem Herrn zeigen: wir sind für sein Opfer, das ohnegleichen ist, dankbar. Denken wir an das Gebot, das in unserer Zeit gegeben wurde: „Darum sollen alle Menschen sich in acht nehmen, wie sie meinen Namen in den Mund nehmen" (LuB 63:61). □

Anregungen für die Heimlehrer

1. Erzählen Sie, wie die schmutzige Sprache anderer auf Sie gewirkt hat. Vielleicht kann auch die Familie darüber sprechen, was jeder einzelne empfindet, wenn er dergleichen anhören muß.

2. Vielleicht kann die Familie eine der in diesem Artikel zitierten Schriftstellen oder eine andere Schriftstelle zu diesem Thema miteinander lesen.

3. Fragen Sie, was man tun kann, um sich das Fluchen abzugewöhnen.

4. Präsident Kimball sagt, daß Sprache genauso angenehm zu hören sein kann wie Musik. Besprechen Sie, wie wir erreichen können, daß unsere Sprache im Alltag angenehm und erhebend ist.

5. Würde sich ein Gespräch mit dem Familienoberhaupt vor dem Heimlehrbesuch positiv auf den Besuch auswirken? Hat der Bischof oder der Kollegiumspräsident dem Familienoberhaupt in dieser Hinsicht etwas mitzuteilen?

DER KLATSCH – EINE SCHLINGE DES TEUFELS



Elder Gene R. Cook
vom Ersten Kollegium der Siebzig

Nach und nach trafen die Leute mit ernster Miene vor dem Büro des Missionspräsidenten ein. Man wechselte erstaunte Blicke, und viele konnten noch immer nicht glauben, daß sie zu einem Kirchengericht vorgeladen waren. Die Beamten des Gerichts waren voll Liebe und Verständnis, doch sie meinten es ernst mit der Untersuchung der Anklagepunkte. Die Mitgliedschaft der Anwesenden in der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage stand auf dem Spiel. Sie waren nicht der Unmoral oder der Abtrünnigkeit angeklagt, sondern des Übelredens gegen ihren Nächsten.

Ein guter Bruder war von den Leuten, die an jenem Abend hergekommen waren, verleumdet worden. Man hatte ihn einer schweren sittlichen Übertretung bezichtigt. Er war absolut unschuldig, doch der Schaden, den ihm vermeintliche Freunde zugefügt hatten, war kaum mehr aus der Welt zu schaffen. Wer kann sagen, ob er nicht fast zugrunde gegangen wäre? Wer kann sagen, wie sich die Angelegenheit auf die ganze Gemeinde ausgewirkt hat, wie viele Bindungen dadurch zerstört wurden? Wer kann die Wirkung auf die Außenstehenden abschätzen, die darin verwickelt waren? Wer konnte den Schaden im Leben Hunderter Menschen wieder gutmachen?

Es war so schnell geschehen. Angefangen hatte es mit einfachen Äußerungen, wie:

„Haben Sie schon gehört . . . ?"

„Schwester Tillitsch behauptet . . . "

„Ich habe gehört, wie er zu ihr gesagt hat . . . "

„Ich kann's mir gar nicht vorstellen, aber . . . "

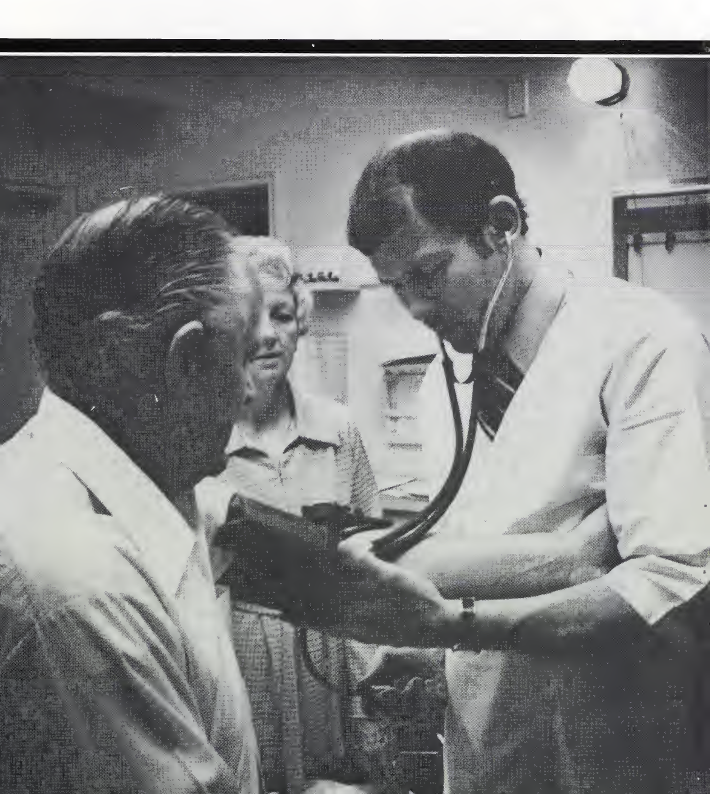
„Die Mutter von Herrn Martini glaubt . . . "

„Ich möchte ja nichts gesagt haben, doch ... "
„Wenn ich Ihnen das sage, werden Sie es wohl für sich behalten ... "
Ein englisches Sprichwort lautet: Die Sünde hat viele Werkzeuge, doch die Lüge ist der Griff, der auf alle paßt. Wenn Sie zu den Leuten gehören, die kleine Unwahrheiten nicht so schlimm finden, so kann es leicht sein, daß Sie bald nicht mehr wissen, wo eine kleine Unwahrheit aufhört und eine große anfängt.
Die Brüder, die zu Gericht saßen, stützten sich auf die ausdrückliche Weisung des Herrn für solche Angelegenheiten. Durch Mose hat er zum Volk gesagt: „Du sollst ... nicht verleumden" (Lev 19:16). Im Buch der Sprichwörter wird die Auswirkung des Übelredens geschildert: „Dem Toren wird sein Mund zum Verderben, seine Lippen werden ihm selbst zur Falle. Die Worte des Verleumders sind wie Leckerbissen, sie gleiten hinab in die Kammern des Leibes" (Spr 18:7, 8).
Vielleicht meint der eine oder andere, er könne seine Selbstachtung heben und die Aufmerksamkeit und Achtung anderer gewinnen, indem er falsche Gerüchte verbreitet; in Wirklichkeit aber wird so jemand zum Handlanger des Satans. Das Buch Mormon berichtet über die Zeit, bevor der Erretter in Amerika erschien: „Der Satan stachelte sie auf, beständig Übles zu tun; ja, er ging umher und verbreitete Gerüchte und Streitigkeiten überall im Land, um dem Volk das Herz zu verhärten — gegen das Gute und gegen das, was kommen würde" (He 16:22).
Es gelang dem Satan auch, den Menschen das Herz zu verhärten, denn dreißig Jahre danach, als die Schlechten vernichtet waren, berichtet der Prophet Nephi: „Der Teufel lacht und seine Engel freuen sich der Getöteten ... meines Volkes" (3Ne 9:2).
Und in den neuzeitlichen heiligen Schriften wird die Warnung Gottes, daß wir uns in acht nehmen sollen, was wir reden, nicht weniger betont. Zum Propheten Joseph Smith hat der Herr gesagt, wir sollen „sehen, daß es in der Gemeinde kein Übeltun gibt, auch keine Härte gegeneinander, weder Lügen noch Verleumden, noch böse Nachrede" (LuB 20:54). „Du sollst von deinem Nächsten nichts Böses reden noch ihm irgendeinen Schaden tun" (LuB 42:27). „Hört auf, miteinander zu streiten; hört auf, voneinander Böses zu reden" (LuB 136:24).
Ein jeder von uns soll vorsichtig sein, daß er nicht in irgendeiner Weise dazu beiträgt, was der Prophet Henoch vor Jahrtausenden in einer Vision geschaut hat: „Und er sah den Satan, und er hatte eine große Kette in der Hand, und sie überzog die ganze Erde mit Finsternis; und er schaute auf und lachte, und seine Engel freuten sich" (Mose 7:26).
Mögen wir uns doch fortwährend um den Heiligen Geist bemühen und dadurch böse Gedanken und ungehörige Worte vertreiben, dann wird unsere geistige Gesinnung wachsen und nicht vergehen; wenn wir nämlich die Zunge zügeln, bekommen wir uns selbst in die Gewalt. ☐



GESUND BLEIBEN

VORSCHLÄGE VOM WOHLFAHRTSDIENST





Frage: *Ich habe von Forschungsberichten gelesen, die zeigen, die Heiligen der Letzten Tage seien gesünder als andere Bevölkerungsgruppen. Können Sie einen kurzen Überblick über diese Untersuchungen geben?*

Antwort: Schon seit langer Zeit ergeben die amerikanischen Geburts- und Sterbestatistiken, daß die Bevölkerung Utahs eine höhere Lebenserwartung hat als alle übrigen Amerikaner. Von den drei häufigsten Todesursachen in den USA (Herzanfall, Krebs, Schlaganfall) hat Utah für Herzanfall und Krebs seit 1950 die niedrigsten Zahlen von allen Staaten der USA. Durch die kombinierte Auswertung des gut funktionierenden Berichtssystems der Kirche und der Sterbestatistiken des Bundesstaates Utah konnten wir aufzeigen, daß die außergewöhnlich niedrigen Zahlen für Herzkrankheiten und Krebs in Utah fast ausschließlich auf die HLT-Bevölkerung in Utah zurückzuführen sind. Außerdem ist dieser Gesundheitsvorteil für die aktiven Mitglieder größer als für die inaktiven. Eine ähnliche Untersuchung in Hawaii hat ebenfalls ergeben, daß Heilige der Letzten Tage seltener an Krebs oder Herzversagen sterben.

Die Heiligen der Letzten Tage in Utah haben also eine höhere Lebenserwartung. Männliche Mitglieder der Kirche in Utah leben durchschnittlich sieben Jahre länger, weibliche drei Jahre länger als die weiße Bevölkerung der USA. Die erhöhte Lebenserwartung läßt sich teilweise auf die Tabak- und Alkoholabstinenz zurückführen. Verminderte Krebsanfälligkeit läßt sich hingegen auch in Körperbereichen feststellen, die mit Tabak- und Alkoholgenuß wenig zu tun haben — das sind beispielsweise Bereiche wie Magen, Gebärmutterhals, Dickdarm und die weibliche Brust. In der Lebensweise der Heiligen der Letzten Tage gibt es offenbar wichtige, doch bislang unbekannte Faktoren, die die Lebenserwartung heben. Zur Zeit sind verschiedene Untersuchungen im Gange, die diese Faktoren zutage bringen sollen.



Frage: *Wieviel Schlaf braucht man? Wie kann man sich an unregelmäßige Schlafenszeiten gewöhnen?*

Antwort: Daß genügend Schlaf wichtig ist, steht außer Frage. Hinreichender Schlaf ist nötig, damit die Körperzellen sich regenerieren können. Wer zu wenig schläft, leistet weniger, ist reizbar, nervös und erhöht unfallgefährdet. Wer leicht ermüdet oder sich körperlich schwer anstrengt, braucht mehr Schlaf als der Durchschnitt.

Man hat sich eingehend mit der Frage befaßt, wieviel Schlaf ein jeder braucht. Im 88. Abschnitt des Buches ‚Lehre und Bündnisse' lesen wir, daß wir früh zu

Bett gehen sollen, damit wir erfrischt aufstehen können. Es heißt darin aber auch, daß wir nicht mehr schlafen sollen als nötig.

Eine Untersuchung in Kalifornien hat ergeben, daß Menschen, die 7 bis 8 Stunden schlafen, gesünder sind als solche, die 6 oder weniger bzw. 9 oder mehr Stunden schlafen. Das Raumfahrtszentrum Houston hat herausgefunden, daß die meisten Menschen 7 bis 8 von 24 Stunden schlafen müssen. Wir wissen, daß Neugeborene bis zu 22 von 24 Stunden schlafen. Im Alter von ein bis vier Jahren sind etwa 12 Stunden Schlaf erforderlich. Kinder von vier bis zwölf brauchen an die 10 Stunden Schlaf.

Jugendliche brauchen 8 bis 10 Stunden und der Durchschnittserwachsene 7 bis 8. Die Tages- oder Nachtzeit, während der man schläft, spielt offenbar keine Rolle, solange man in einem durchschlafen kann und die Menge Schlaf bekommt, die man braucht. Wann immer es möglich ist, sollte man sich die in ‚Lehre und Bündnisse' vorgeschlagene Lebensweise — früh zu Bett und früh auf (LuB 88:124) — angewöhnen. Sie reicht zur Deckung des täglichen Schlafbedarfs völlig aus.

Frage: *Man hört immer wieder über schädigende Wirkungen von Lebensmittelzusätzen. Wie verhält es sich nun wirklich damit?*

Antwort: In manchen Gebieten der Welt konnten durch den Zusatz von Nährstoffen in gewissen Nahrungsmitteln Mangelkrankheiten zurückgedrängt werden. Indem man beispielsweise Brot mit Eisen, Nikotinsäure und Vitamin B_1 anreicherte, konnte man Anämie, Pellagra und Beriberi fast gänzlich ausrotten.

Noch vor ein paar Jahrzehnten waren diese Krankheiten im Süden der USA weit verbreitet.

Da der menschliche Körper etwa vierzig verschiedene Nährstoffe braucht, kann kein einzelner Lebensmittelzusatz eine ausgewogene Ernährung bewirken. Es sind noch nicht einmal alle Nährstoffe erforscht, und wir wissen daher nicht von allen, wieviel davon für eine gesunde Ernährung notwendig ist. Daher ist es am besten, wenn man sich von vornherein ausgewogen ernährt (Milch, Fleisch, Obst, Gemüse, Brot und Getreide), anstatt eine an sich mangelhafte Ernährung mit Vitamin- und Mineralzusätzen verbessern zu wollen.

Viele Fragen erheben sich im Hinblick auf andere Lebensmittelzusätze wie Konservierungsmittel, Farbzusätze, künstliche Aromen und Süßstoffe. Solche Zusätze unterliegen strengen Kontrollen, und bevor sie genehmigt werden, gehen gründliche Untersuchungen voraus. Die meisten Zusätze dieser Art werden aus Chemikalien hergestellt, die dem Körper ohnehin nicht fremd sind.

Gelegentlich erweist sich eine Kombination verschiedener Chemikalien oder Lebensmittelzusätze als schädlich und wird prompt verboten. In vielen Gebieten der Welt, wo klimatischer oder sanitärer Verhältnisse wegen oder mangels geeigneter Lagerstätten und Kühlanlagen Lebensmittel leicht verderben, haben sich verschiedene Lebensmittelzusätze als großer Segen erwiesen. Wenn es auch vorteilhaft sein mag, natürliche, unveränderte Nahrungsmittel zu essen,

so deutet doch sehr wenig darauf hin, daß Lebensmittelzusätze gesundheitsschädigend seien.

Frage: *Kann Fasten gesundheitsschädigend sein?*

Antwort: Wenn man das rechte Maß einhält, ist Fasten *gesundheitsfördernd.* Erst wenn man zu lange fastet, kann es sein, daß man seine Gesundheit gefährdet. Der Mangel an Grundnährstoffen und insbesondere an Wasser kann körperliche Beschwerden hervorrufen, die über längere Zeit hinweg zu schweren Erkrankungen und sogar zum Tod führen können.

Grundsätzlich gibt es zwei Arten des Fastens — aus religiösen Gründen und aus Gesundheitsgründen. Was das erstere angeht, genügt es in der Regel, zwei aufeinanderfolgende Mahlzeiten auszulassen und während dieser Zeit auch nichts zu trinken. Manchmal allerdings erlebt man Krisen im Leben und möchte längere Zeit fasten und beten, wenn man zum Herrn um Hilfe fleht. Manche Ärzte sind der Meinung, daß längeres Fasten nicht schaden kann, wenn man dazwischen etwas Wasser trinkt und nach zwei, drei Tagen wieder ißt.

Fastet man länger als ein paar Tage, so sollte man sich der Aufsicht eines Facharztes unterstellen. Kleinkinder, Schwangere, Rekonvaleszenten und chronisch Kranke (etwa Diabetiker) sollten nur kurze Zeit und in manchen Fällen gar nicht fasten.

Hier gilt der Rat des Herrn, daß wir in allem Weisheit walten lassen sollen. Maßvolles Fasten kann viel dazu beitragen, daß die Mitglieder der Kirche dem Herrn näherkommen, — der unsere Gebete vernimmt und erhört.



Frage: *Was spricht für und was gegen das Brustgestillen bzw. die Flaschennahrung?*

Antwort: Stillen ist eindeutig besser als die Ernährung mit der Flasche, doch darf man nicht vergessen, daß manche Frauen damit Schwierigkeiten haben und sich deshalb nicht als minderwertige Mütter fühlen sollen.

Vieles spricht für die Muttermilch und das Stillen:

1. Muttermilch ist die ideale und ausgewogenste Nahrung für das Kind. Künstliche Flaschennahrung ist nur eine versuchte und annähernde Nachahmung der Muttermilch.
2. Muttermilch ist sauber. Es gibt keine Schwierigkeiten mit dem Sterilisieren und Lagern.
3. Muttermilch wirkt immunisierend.
4. Das in der Muttermilch enthaltene Eisen wird leichter aufgenommen und ist gesünder für das Kind.
5. Stillkinder leiden seltener an Verdauungsbeschwerden und Allergien.
6. Das Stillen bewirkt, daß sich der Uterus der Mutter früher normalisiert.
7. Stillen ist billiger und in der Regel weniger umständlich.

8. Beim Stillen entsteht zwischen Mutter und Kind eine festere Bindung.
9. Das Stillen bewirkt auch andere Vorteile auf seelischem Gebiet.

Stillende Mütter sagen oft: „Ich habe eher das Gefühl, ich gebe dem Kind, was es braucht." „Ich fühle mich als Frau erfüllter." „Es zwingt mich, Entspannung zu suchen und mir für das Kind Zeit zu nehmen. Ich tue es gern, und ich brauche diese Erholung auch." „Ich habe das Gefühl, das Kind braucht mich." „Ich kann jetzt besser verstehen, welche Opfer meine Mutter für mich gebracht hat.",„Ich fühle mich dem Vater im Himmel näher und verstehe meine Rolle in der Schöpfung besser."
Wenn ein Kind nicht gestillt wird, sollte man einen Kinderarzt oder einen anderen Arzt zu Rate ziehen, um die geeignetste Säuglingsnahrung zu ermitteln.

Frage: *Was für gesundheitliche Folgen entstehen, wenn man koffeinhaltige Getränke — abgesehen von Kaffee — zu sich nimmt? Welchen Standpunkt vertritt die Kirche in dieser Hinsicht?*

Antwort: Die Antwort auf diese Frage fällt in den Bereich der Medizin und des persönlichen Urteilsvermögens. Kolagetränke enthalten Koffein, und man mag sie daher meiden, wenn man den *Geist* des Wortes der Weisheit befolgen will. Die jüngste Veröffentlichung der Kirche über dieses Thema steht in den Priestertumsnachrichten vom Februar 1972 (8. Jahrgang, Nr. 1, Punkt 6):
„Was Kolagetränke betrifft, so hat die Kirche nie offiziell Stellung zu dieser Frage bezogen, aber die Führer der Kirche haben gewarnt und warnen erneut ausdrücklich vor dem Genuß aller Getränke, die schädliche, Sucht erzeugende Stoffe enthalten oder unter gewissen Umständen zur Sucht führen können. Wir sollen alle Getränke meiden, die für den menschlichen Körper nicht zuträgliche Stoffe enthalten."
Es gibt keine Regel der Kirche, die einen Bischof daran hindert, jemandem einen Tempelempfehlungsschein auszustellen, der Kolagetränke trinkt. Solche Getränke enthalten allerdings ein Viertel bis die Hälfte der Koffeinmenge einer Tasse Kaffee — je nach der Flaschengröße. Koffein ist ein Reizmittel, das — mit den üblichen Nebenwirkungen — auf das zentrale Nervensystem wirkt und Sucht erzeugt. Der häufige Genuß von Kolagetränken kann zu ähnlichen Suchterscheinungen führen wie häufiger Kaffeegenuß.

> Die Führer der Kirche haben gewarnt . . . vor dem Genuß aller Getränke, die schädliche, Sucht erzeugende Stoffe enthalten oder unter gewissen Umständen zur Sucht führen können.

Frage: *Bevor ich zur Kirche kam, habe ich jahrelang geraucht. Ist meine Gesundheit deshalb für immer beeinträchtigt?*

Antwort: Man hat eine Vielzahl von Untersuchungen darüber durchgeführt, welchen Vorteil jemand hat, der zu rauchen aufhört. Die häufigste Todesursache, die mit dem Rauchen in Zusammenhang steht, ist der Herzanfall. Verschiedene Forschungsarbeiten zeigen: Wenn jemand zu rauchen aufhört, sinkt das Risiko eines Herzanfalls sehr schnell auf einen Wert ab, der fast dem für Nichtraucher gleichkommt. Das gilt sogar für langjährige Raucher.
Für den Lungenkrebs gelten allerdings andere Daten. Wenn jemand zu rauchen aufhört, sinkt das Risiko eines Lungenkrebses nur langsam ab. Der Grund dafür dürfte sein, daß die Tendenz zum Lungenkrebs durch Teer und andere im Tabak enthaltene Bestandteile verstärkt wird, die sich über längere Zeit im Körper anhäufen. Die Zeitspanne, die jemand geraucht hat, ist daher ein wichtiger Indikator des Krebsrisikos. Aber auch beim Krebs sinkt das Risiko langsam ab, und zwar im direkten Verhältnis zu der Zeit, die man nicht mehr geraucht hat.



Frage: *Welche Bedeutung haben sanitäre Einrichtungen und Sauberkeit?*

Antwort: Es steht fest, daß viele Organismen, die dem Menschen schaden können, in einer sauberen Umwelt keine Lebensgrundlage finden. Beseitigt man Abfälle und Schmutz, so bekämpft man damit automatisch die Ratten. Wenn im Haus alle Nahrungsmittel verschlossen aufbewahrt werden, gibt es keine Mäuse. Wäscht man das Geschirr in heißem Seifenwasser, vernichtet man Mikroorganismen aller Art. Bettwanzen können nicht überleben, wenn die Bettwäsche regelmäßig gewaschen wird. Kopfläuse kommen nicht vor, wenn man das Haar regelmäßig wäscht. In Toiletten und Waschbecken, die saubergehalten werden, können sich keine Krankheitskeime ansiedeln. Und in der Küche, wo keine Reste und Krümel umherliegen, gibt es auch keine Ameisen.
Natürlich gibt es auch Ausnahmen davon, und man darf nicht den Schluß ziehen, daß jemand einen schmutzigen Haushalt haben muß, wenn er oft krank ist. Im allgemeinen aber lassen sich viele Krankheiten — besonders ansteckende — durch Sauberkeit und sanitäre Einrichtungen weitgehend verhindern.

Der Herzanfall ist die häufigste Todesursache, die auf das Rauchen zurückzuführen ist.

Frage: *Wogegen soll ich mich und meine Familie impfen lassen?*

Antwort: Impfaktionen haben viel zur Eindämmung ansteckender Krankheiten in aller Welt beigetragen. Polio war

einmal eine weit verbreitete Krankheit, die mit dem Tod oder lebenslangen Schäden endete. Heute wird sie weitgehend durch regelmäßige, geplante Impfungen verhindert. Die Pocken, eine Krankheit, die jahrhundertelang auf der ganzen Welt gefürchtet war, konnten vor kurzem als ausgerottet erklärt werden — die Folge von weltweiten Impfkampagnen.

Die Kirche hält ihre Mitglieder an, sich gegen Krankheiten immunisieren zu lassen, die durch Impfungen verhindert werden können. Dadurch schützt man nicht nur sich selbst, sondern trägt zur Gesundheit des ganzen Gemeinwesens bei.

Kinder sollten regelmäßig gegen folgende Krankheiten geimpft werden: Diphtherie, Keuchhusten, Tetanus, Polio, Masern, Röteln und Mumps. Der folgende Impfplan gewährt maximalen Schutz gegen die genannten Krankheiten:

Empfohlener Impfplan (vom Gesundheitsministerium Utah)

Alter	Masern	Tetanus	Polio	Röteln	Mumps
2 Monate		●	●		
4 Monate		●	●		
6 Monate			●		
15 Monate	●		●	●	●
18 Monate		●	●		
4–6 Jahre		●	●		

Die Eltern sollen jede Impfung im Impfpaß eintragen lassen und regelmäßig überprüfen, ob alle Impfungen durchgeführt wurden.

Weitere Krankheiten, gegen die man sich impfen lassen kann, sind: Typhus, Cholera, Gelbfieber, Pest, Grippe, Virusgelbsucht, Lungenentzündung und Tuberkolose. Wer in einem Gebiet lebt oder ein Gebiet bereist, wo diese Krankheiten grassieren, soll die Empfehlungen des örtlichen Gesundheitsdienstes beachten und sich im Hinblick auf Impfungen von einer kompetenten Stelle beraten lassen.

Die Fragen in diesem Artikel wurden von folgenden Fachleuten beantwortet, die alle der Kirche angehören: Winifred W. Bates, R. D.; Homer S. Ellsworth, Dr. med.; Isaac C. Ferguson, Dr. Phil.; Joseph L. Lyon, Dr. med., M. P. H.; James R. Goodrich, M. H. Ed.; John M. Hill jun., Dr. Phil.; Phyllis C. Jacobson, Dr. Phil.; Susan Mendenhall, R. D.; Alton L. Thygerson, Ed. D.; Roger R. Williams, Dr. med. □

ICH BIN NICHT MEHR DIESELBE

UND MEINE EHE AUCH NICHT

Der Name der Verfasserin wurde auf ihren Wunsch hin nicht veröffentlicht.

Ich bin mit einem Nichtmormonen verheiratet. Zwar habe ich wirklich den Wunsch, daß sich mein Mann der Kirche anschließt, doch habe ich festgestellt, daß unsere Ehe schon vorher ein Stück Himmel auf Erden sein kann. Ich bin glücklich in der Familie, mein Mann auch — doch es war nicht immer so.

Die ersten sieben Jahre unserer Ehe hatte ich an Brent immer etwas auszusetzen. Zwar hielt ich mich im Zaum, doch ließ ich meinen Mann nie vergessen, daß er zuviel rauchte, zu oft mit seinen Freunden unterwegs war, nicht genug Zeit mit mir und den Kindern verbrachte, das Geld nicht gut einteilte, zuviel trank und zu Hause nicht genug tat.

Ich hatte jedoch zweierlei auf meiner Seite: Aufgrund einer früheren Scheidung hatte ich mir geschworen, Brent niemals zu verlassen — und wenn er ging, sollte er wissen, ich liebe ihn und möchte, daß er bleibt. Die Folge war, daß er nie fortging, obwohl er seine Koffer schon mehr als einmal gepackt hatte.

Zweitens hatten wir beide einen liebevollen Charakter und jeder achtete den anderen. Manchmal wurde diese gegenseitige Achtung von Zorngefühlen überschattet, doch vorhanden war sie immer. Trotzdem brachte mich seine Lebensart manchmal zur Verzweiflung. Ich mußte einsehen, daß Brent sich nicht änderte, und meine Hoffnungslosigkeit machte das Familienleben auch nicht schöner.

Eines Tages hörten wir in der FHV, daß die Atmosphäre in der Familie von der Frau abhängt. Das gab mir zu denken, und ich fing an, nach Zeitschriftenartikeln und Büchern zu suchen, die mir vielleicht helfen konnten. Ich versuchte, meine Handlungsweise zu analysieren. Als erstes fiel mir auf: Sieben Jahre Nörgeln hatten zu keinem Ergebnis geführt. Brent wußte ja inzwischen, was mir nicht paßte, also brauchte ich mich nicht mehr zu wiederholen.

Zweitens: Wenn ich ihn ändern wollte, mußte ich mich selbst ändern und Mittel und Wege finden, ihn so zu nehmen, wie er war, und dabei glücklich zu sein. Ich mußte an meiner eigenen Vervollkommnung arbeiten, nicht an der seinen.

Drittens: Wenn ich immer daran dachte, daß es eines Tages zu der Entscheidung

kommen könnte: er oder die Kirche, dann konnte ich ihn nicht so lieben, wie ich es sollte.

Viertens: Ich mußte ihm seinen rechtmäßigen Platz als Oberhaupt der Familie einräumen, und zwar in allem — auch bei Entscheidungen im Zusammenhang mit der Kirche.

Aus FHV-Lektionen, aus dem Unterricht in der Sonntagsschule, aus meinem persönlichen Studium der heiligen Schriften, aus verschiedenen Büchern und mit viel Beten stellte ich mir einen Plan zusammen.

So wollte ich anfangen: Wenn Brent zu spät nach Hause kam, wollte ich trotzdem freundlich sein. Der Schlüssel zu dieser Änderung war das Beten. Als Brent das erste Mal zu spät nach Hause kam und mich in guter Stimmung vorfand, fragte er: „Was ist denn hier los?" Ich antwortete, es koste mich zuviel Kraft, wenn ich mir seinetwegen immer Sorgen machte; darum habe ich den Vater im Himmel gebeten, über ihn zu wachen, denn schließlich habe er mehr Einfluß auf die Umstände als ich. Auch sagte ich ihm, er sei wohl vernünftig genug, um sich aus Schwierigkeiten herauszuhalten. Er lachte, und zwei Monate später hatte er es sich angewöhnt, mich anzurufen, wenn er länger fortbleiben wollte. Auch kam er immer früher heim, denn nun hatte er ja eine freundliche Frau zu Hause. Für mich war es schwer. Ich mußte Selbstdisziplin üben.

Ich lernte eins: Wenn ich mich nicht beherrschen konnte, weil er getrunken hatte und spät nach Hause kam, ging ich lieber aus dem Haus. Doch die Mühe lohnte sich: Wir stritten kaum mehr darüber, daß Brent trank.

Diese guten Erfahrungen gaben mir Auftrieb, und ich überlegte, wie ich noch weitere Streitpunkte umgehen könnte.

Ich drängte Brent nicht mehr, mit uns auszugehen. Statt dessen plante ich für uns Ausflüge und Familienabende und lud ihn dazu ein. Manchmal kam er, manchmal nicht. Wir freuten uns, wenn er dabei war, aber wir machten es auch ohne ihn, wenn er beschäftigt war. Außerdem lud ich mich selbst ein, mitzukommen, wenn er irgendwohin ging, wo wir gemeinsam Spaß haben würden. Wenn er nein sagte, ließ ich mich dadurch nicht kränken.

Was aber noch wichtiger war: ich fand Möglichkeiten, wie ich ihm zeigen konnte, daß ich ihn liebte. Ich dankte ihm für jede Arbeit, die er im Haus verrichtete, für jedes Kompliment, jedes Geschenk, für jedes Entgegenkommen und jede Liebesbezeigung. Ich machte ihm Komplimente über die Art, wie er sich anzog, über seinen Sinn für Humor — über jede gute Eigenschaft, die mir an ihm auffiel. Je mehr ich sah, desto mehr begann ich ihn zu achten, und desto mehr liebte ich ihn.

Nach und nach lernte ich es, ihn tatsächlich als das Oberhaupt der Familie zu sehen. Ich lernte, ihn um Hilfe zu bitten, wenn ich Schwierigkeiten hatte, anstatt meinen Ärger an ihm auszulassen, wenn ich einen Fehler machte. Verständigungsmöglichkeiten, die jahrelang brachgelegen hatten, blühten wieder auf.

Dann begann ich vorsichtig, ihn um Erlaubnis zu fragen, wenn ich Veranstaltungen der Kirche besuchen oder mit den Kindern etwas unternehmen wollte. Anfangs erwiderte er: „Was soll ich sagen? Du tust's ja doch!" Aber indem ich unterließ, was ihm nicht recht war, zeigte ich ihm, daß ich seine Wünsche



respektierte, und er interessierte sich mehr für alles, was wir taten.

Und ich arbeitete an mir selbst. Brent mochte es nicht, wenn er heimkam und das Geschirr war noch nicht gespült, und so faßte ich den Entschluß, immer das Geschirr zu spülen, auch wenn dafür etwas anderes stehenblieb. Auch faßte ich den Vorsatz, mehr zu schlafen, damit ich frischer und besser aufgelegt wäre, wenn er heimkam. Das erforderte mehr Organisationstalent, als ich hatte. Ich dachte nach, machte mir einen Zeitplan und überdachte ihn noch einmal. Die Kinder halfen mir bereitwilliger, als ich ihnen sagte, daß ich ihre Hilfe brauchte, wenn wir eine glückliche Familie sein wollten. Ich nahm ab, zog mich besser an und ließ mir das Haar länger wachsen, weil das Brent besser gefiel. Ich gab mir Mühe, zu vergessen, was ich alles von Brent wollte, und konzentrierte mich darauf, was ich selbst tun konnte, um ihm das Gefühl zu geben, daß er geliebt wird.

Inzwischen sind vier Jahre vergangen, und ich gebe mir in all diesen Bereichen immer noch Mühe. Die Segnungen, die daraus erwachsen sind, lassen sich kaum zählen. Vor einigen Monaten hat mir Brent ein ganz besonderes Kompliment gemacht und gesagt, er hätte ohne meine Unterstützung nie die nötige Zuversicht gehabt, vor kurzem sein eigenes Geschäft zu eröffnen. Ich fühle mich jeden Tag geliebt und geschätzt.

Ein Lächeln über die Köpfe der Kinder hinweg, ein Spaziergang Hand in Hand, ein Scherz, der mich zum Lachen bringt, ein Anruf, der mir zeigt, daß Brent mich vermißt, kleine Geschenke, die sagen: Ich liebe dich. Ohne die Kinder essen gehen — all das zeigt mir: Er liebt mich. Und wenn er mir sagt, er möchte, daß wir für immer beisammen bleiben, könnte ich nicht glücklicher sein.

Er hat sich sehr verändert. Er raucht nicht mehr und trinkt weniger. Er ist gern mit uns beisammen und macht alle paar Wochen einen Ausflug mit einem der Kinder. Er ist ein liebevoller Ehemann und Vater und hat Interesse an dem, was wir tun, denken und empfinden.

Vielleicht hilft ihm unsere Liebe, daß er der Taufe näherkommt. Wenn er sich aber nicht der Kirche anschließen will, so ist die Liebe und der Friede in unserer Familie und das Wachstum, das ich selbst an mir erlebe, weil ich versuche, die Evangeliumsgrundsätze in die Tat umzusetzen, Lohn genug. ☐



Zu Hause und in der Kirche Führer sein

WIE SOLL EIN FÜHRER IN DER KIRCHE SEIN?

Elder Mark E. Petersen
vom Kollegium der Zwölf

„Was für Männer sollt ihr sein?“ fragte der Erretter die nephitischen Zwölf, als sie ihren geistlichen Dienst antraten.

Was war die Antwort auf diese Frage? „Wahrlich, ich sage euch: So, wie ich bin“ (3Ne 27:27).

So wie er ist — denken wir daran! Jesus Christus ist unser Vorbild.

Wann erwartet er, daß diese Männer ihr Leben nach seinem Beispiel ausrichten sollten? Nicht irgendwann in der Zukunft, sondern sofort. Als seine geistlichen Diener hatten sie die Pflicht, von jenem Zeitpunkt an der Menschheit vor Augen zu führen, was er selbst vorgelebt hat.

Nach diesem Vorbild sollen wir alle in seinem Werk arbeiten. Was aber ist sein Werk? Nach seinen eigenen Worten besteht es darin, die Unsterblichkeit und das ewige Leben des Menschen zustande zu bringen. Und was ist ewiges Leben? Es ist: wie Gott werden. Wir sind ja seine Kinder, und so können wir schließlich vollkommen werden wie er.

Das steht allen Menschen offen, wo immer sie auch leben. Voraussetzung dafür ist der Glaube an Christus. Wie erlangt man diesen Glauben? Paulus hat dieselbe Frage gestellt, wenn auch in anderen Worten: „Wie sollen sie nun den anrufen, an den sie nicht glauben? Wie sollen sie an den glauben, von dem sie nichts gehört haben? Wie sollen sie hören, wenn niemand verkündigt? Wie soll aber jemand verkündigen, wenn er nicht gesandt ist?“ (Röm 10:14, 15).

Wir sind seine Prediger. Wir sind gesandt. Wie erfüllen wir nun unseren geistlichen Dienst?

Sich bekehren

Nikodemus kam mitten in der Nacht zu Jesus. Können wir je vergessen, was der Herr zu ihm gesagt hat? „Wenn jemand nicht von neuem geboren wird, kann er das Reich Gottes nicht sehen“ (Joh 3:3).

Wir sehen diese Lehre im Zusammenhang mit unserer Neugeburt aus Wasser und Geist bei der Taufe. Doch allzuoft geben wir uns mit einer Erklärung zufrieden, die nur die Taufe im Wasser umschließt, während wir zu wenig über die Geistestaufe nachdenken.

Wir werden durch Händeauflegen konfirmiert und empfangen die Gabe des



Heiligen Geistes. Wir dürfen aber nicht vergessen: Bei dieser heiligen Handlung empfangen wir auch ein neues Leben. Wenn wir aufrichtig sind, werden wir buchstäblich neu geboren. In einem sehr konkreten Sinn werden wir andere, bessere Menschen. Ein neues Herz schlägt in unserer Brust. Wir legen den sündigen Menschen ab und nehmen den Namen und das Abbild Christi auf uns (s. Kol 3:9, 10).

Diese Neugeburt brauchen wir, damit andere durch uns glauben, daß Jesus wirklich von seinem Vater vom Himmel herabgesandt wurde, damit er unser Erretter sei und wir seine Knechte seien — bevollmächtigt, andere auf dem Pfad der Wahrheit zu führen. Das ist der Anfang ihrer Errettung, während unsere eigene dadurch voranschreitet.

Wir müssen fortwährend Sorge tragen, daß die Auswirkungen dieser Neugeburt in unserem Leben nicht wieder verlorengehen. In unserem geistlichen Dienst suchen wir andere dieser Neugeburt zuzuführen, doch wir können niemand etwas geben, was wir selbst nicht haben. Wenn unser eigenes Haus nicht gut gebaut ist, können wir kaum für einen anderen den Architekten und Baumeister spielen.

Was für Männer müssen wir daher sein? So, wie er ist. Der Herr hat viel Wichtiges gelehrt, was er von seinen Jüngern erwartet. Eine seiner eindringlichsten Lehren ist die: Wir sollen lebende Zeugen dafür sein, daß er der Messias ist. So überzeugen wir andere davon, daß der Vater im Himmel ihn wirklich in die Welt gesandt hat, damit er unser Erretter werde.

Als er für seine Jünger betete, betete er auch „für alle, die durch ihr Wort an mich glauben . . ., damit die Welt glaubt, daß du mich gesandt hast“ (Joh 17:20, 21).

An kaum einer anderen Stelle wird unsere göttliche Berufung so präzise definiert. Welche Aufgabe und welche Verantwortung! Diese Worte sollten uns als Leitstern dienen. Begreifen wir sie auch ganz?

Sie stellen den eigentlichen Kern unserer Religion dar. Ohne diesen grundlegenden Glauben kann niemand errettet werden. Alles, was wir als Beamte der Kirche sagen und tun, muß diesen erhabenen Grundsatz widerspiegeln. Er ist Gottes Sohn. Er ist Gott. Er ist auf Beschluß des Himmels in die Welt gesandt worden. Wir sind seine Gesandten, seine Zeugen, und er stützt sich auf uns: Wir müssen wirken, damit die Welt glaubt, daß Gott ihn gesandt hat, und damit — vielleicht — viele nach seinem Evangelium leben und errettet werden.

Vorbild sein

Wir müssen, wie Paulus zu Timotheus gesagt hat — ein Beispiel für die Gläubigen sein, in unseren „Worten, in unserem Lebenswandel, in der Liebe, im Glauben, in der Lauterkeit“ (1Tim 4:12).

Wieviel Beachtung schenken wir dem 4. Abschnitt des Buches ‚Lehre und Bündnisse'?

„Glaube, Hoffnung, Nächstenliebe und Liebe — das Auge nur auf die Herrlichkeit Gottes gerichtet — befähigen [uns] für das Werk.

Behaltet in euch Glauben, Tugend, Erkenntnis, Mäßigung, Geduld, brüderliches Wohlwollen, Frömmigkeit, Nächstenliebe, Demut, Eifer . . .

Das Feld ist schon weiß, zur Ernte bereit; und wer also seine Sichel *mit Macht* einschlägt, der trifft Vorsorge, daß er nicht zugrunde geht, sondern seiner Seele die Errettung bringt" (LuB 4:5, 6, 4).

Unsere Familie ist der Grundpfeiler in Gottes Reich. Wir sind seine Knechte — wie sieht also unser Familienleben aus? Gibt es dort viel Liebe? Sind wir den Unseren ein Christus ähnliches Vorbild, damit auch sie unseretwegen an ihn glauben?

Sind wir, was unsere persönlichsten Gepflogenheiten anbelangt, rein im geheimen und keusch? Lassen wir es zu, daß — wenn auch im geheimen — durch Schmutz und Sünde gegen den Geist Gottes Barrieren errichtet werden, daß die Heiligkeit aus unserem Leben verdrängt wird? Oder sind wir gewillt, die Tugend hochzuhalten, so daß sie uns mehr gilt als das eigene Leben?

Sind wir frei von Heuchelei? Sind wir, wenn wir zur Kirche gehen und unsere frommen Nachbarn uns sehen, in einer anderen Stimmung als bei unseren Tagesgeschäften? Kann irgend jemand aus dem, was wir sagen, eine Entschuldigung für seine eigenen Sünden ableiten? Oder stehen wir über derartiger Weltlichkeit, und inspirieren wir andere zu größeren Leistungen?

Sind wir als Führer immer ein Vorbild für die Gläubigen? Oder rufen wir in den anderen Zweifel wach, indem wir eine Einstellung zur Schau tragen, die nicht recht ist?

Sind wir freundlich und rücksichtsvoll zu anderen? Sind wir ehrlich? Oder besteht ein Widerspruch zwischen dem, was wir tun und was wir als Knecht Gottes darstellen?

Wir suchen andere dieser Neugeburt zuzuführen, doch wir können niemand etwas geben, was wir selbst nicht haben.

Sind wir bereit zu vergeben? Sind wir gerecht? Denken wir daran, daß wir nur in dem Maß Vergebung erlangen, wie wir selbst zu vergeben bereit sind?

Halten wir uns an die Goldene Regel, und behandeln wir die anderen so, wie wir selbst behandelt werden möchten? All das gehört zum Bild eines wahren Gottesknechts.

Wir sind die Hirten der Herde Gottes. Zu dieser Herde gehört unsere Familie ebenso wie die übrigen Mitglieder der Kirche.

Wenn wir selbst wie Christus sind, lehren wir auch sie, wie Christus zu sein. Wenn wir uns selbst hingeben, so lehren wir sie Hingabe. Wenn wir selbst die bestehenden Regeln befolgen, lehren wir sie, sich ebenfalls an Weisungen zu halten.



Wir lehren sie, wie wertvoll es ist, vom Geist Eingebungen zu bekommen, da wir ja wissen: Nur so können wir mit Gott in Einklang stehen. Andernfalls wären wir auf unsere eigenen begrenzten Fähigkeiten angewiesen — und was helfen die uns wirklich?

Einig sein

Einer der auffälligsten Züge des Herrn Jesus Christus während seines geistlichen Wirkens auf Erden war es, daß er mit Gott eins war. Er hatte den starken Wunsch, daß auch seine Jünger in diesen Kreis des Einsseins träten. Das war eine Grundvoraussetzung für ihre Mission. Vor seinem Leiden betete er, daß seine Jünger eins würden, so wie er und sein Vater eins waren (s. Joh 17:20, 21). Durch Joseph Smith hat er gesagt: „Wenn ihr nicht eins seid, dann seid ihr nicht mein!“ (LuB 38:27.)
Dies ist zum Maßstab seiner Jünger in aller Welt geworden. Es ist die Grundlage unseres Erfolgs. Ohne diese Einigkeit sind wir dem Widersacher ausgeliefert. Christus ist der Fürst des Friedens. Auch wir müssen Friedensboten sein. Konflikte können uns zugrunde richten, wenn wir sie erst entstehen lassen. Sie können der Kirche schwer schaden. In alter Zeit wurde die Kirche dadurch zerstört, und auch wir können dadurch zerstört werden. Wissen wir noch, was der Herr über den Streit gesagt hat?
„Es soll unter euch keine Auseinandersetzungen geben, wie dies bisher gewesen ist . . .
Siehe, es ist nicht meine Lehre, daß den Menschen das Herz zum Zorn gegeneinander aufgestachelt werde; sondern es ist meine Lehre, daß es Derartiges nicht mehr geben soll“ (3Ne 11:28, 30).
Wissen wir noch, warum die Stadt Zion in den Tagen Joseph Smiths nicht aufgerichtet werden konnte? Joseph Smith hatte besorgt zum Herrn gebetet, weil unser Volk aus dem Kreis Jackson (Missouri) vertrieben worden war. Als Antwort sagte der Herr über die Heiligen folgendes:
„Siehe, ich sage dir: Es hat Mißtöne und Streitigkeiten, Neid und Hader und lüsterne, habgierige Wünsche unter ihnen gegeben; und damit haben sie ihre Erbteile verunreinigt.

Einer der auffälligsten Züge des Herrn Jesus Christus war es, daß er mit Gott eins war.

Sie waren langsam, auf die Stimme des Herrn, ihres Gottes, zu hören; darum ist der Herr, ihr Gott, langsam, auf ihr Beten zu hören und ihnen am Tag ihrer Beunruhigung darauf Antwort zu geben.

Am Tag ihres Friedens haben sie meinen Rat geringgeschätzt; aber am Tag ihrer Beunruhigung, da suchen sie notgedrungen nach mir“ (LuB 101:6-8). Ist das Thema „Gehorsam“ jemals besser abgehandelt worden?

Gehorsam sein

Der Herr hat uns durch den Propheten Joseph Smith ein wichtiges Gleichnis gegeben und die Heiligen zu größerer Hingabe aufgefordert. Er zeigt uns auch hierin, daß er erwartet, daß wir auf seine Weisung hören. Der Herr sagt:

„Ein Edelmann hatte ein auserlesenes Stück Land, und er sprach zu seinen Knechten: Geht in meinen Weingarten, ja, zu diesem auserlesenen Stück Land, und pflanzt zwölf Ölbäume.

Und stellt ringsum Wächter auf, und baut einen Turm, damit einer, der der Wächter auf dem Turm sein soll, das Land ringsum überblicke, damit nicht meine Ölbäume niedergebrochen werden, wenn der Feind kommt und zerstören und die Frucht meines Weingartens an sich nehmen will.

Die Knechte des Edelmanns aber gingen hin und taten, wie ihr Herr ihnen geboten hatte, und pflanzten die Ölbäume und setzten ringsum eine Hecke und stellten Wächter auf und fingen an, einen Turm zu bauen.

Und während sie noch dabei waren, den Grund für den Turm zu legen, fingen sie an, bei sich zu sprechen: Wozu braucht denn mein Herr diesen Turm?

Und sie berieten sich eine lange Zeit und sprachen bei sich: Wozu braucht denn mein Herr diesen Turm, wo wir doch jetzt Frieden haben?

Könnte man denn dieses Geld nicht zu den Wechslern geben? Dies hier ist doch nicht nötig!

Und als sie so untereinander uneins waren, wurden sie sehr träge und hörten nicht auf die Gebote ihres Herrn.

Und der Feind kam bei Nacht und brach die Hecke nieder; und die Knechte des Edelmanns erhoben sich, waren erschrocken und flohen; und der Feind zerstörte ihre Arbeit und brach die Ölbäume nieder.

Nun siehe, der Edelmann, der Herr des Weingartens, rief seine Knechte zusammen und sprach zu ihnen: Wie ist es denn zu diesem großen Übel gekommen?

Hättet ihr nicht tun sollen, wie ich euch geboten habe, und — nachdem ihr den Weingarten bepflanzt und die Hecke ringsum gesetzt und Wächter auf die Wälle gestellt hattet — auch den Turm bauen und auf den Turm einen Wächter setzen und, anstatt einzuschlafen, meinen Weingarten bewachen sollen, damit nicht der Feind über euch komme?“ (LuB 101:44-53).

Ist Ihnen aufgefallen, was für Zweifel die Arbeiter im Weinberg hatten? Wozu braucht denn mein Herr diesen Turm? Wozu denn?

Kommen auch uns solche Zweifel? Sagen wir: „Wozu braucht die Kirche denn dies oder jenes? Wozu denn?

Wie wichtig ist es doch, daß wir unsere Weisungen vollständig und genau erfüllen!

Der Herr hat auch gesagt: „Darum laßt einen jeden lernen, was ihm obliegt, und laßt ihn mit allem Eifer das Amt ausüben lernen, zu dem er bestimmt worden ist“ (LuB 107:99). Wir müssen unsere Aufgabe kennen und mit unserer ganzen Intelligenz und mit aller Kraft daran arbeiten.



Sich ganz hingeben

Wie muß ein Führer in der Kirche also sein? Ebenso wie jeder andere ernsthafte geistliche Diener Christi.

Kann irgendein Führer der Kirche anders sein als eine Generalautorität?

Kann er anders sein als ein guter Regionalrepräsentant, ein guter Pfahlpräsident, ein guter Bischof, ein guter Missionspräsident oder ein guter Kollegiumspräsident?

Sind wir nicht alle seine auserwählten Knechte? Unterstehen wir nicht alle demselben Bund des Priestertums? Ist irgendwer bevorzugt? Sieht Gott auf die Person?

Streben wir in irgendeiner Weise nach einer hohen Stellung in der Kirche?

Wollen wir uns in der Kirche hervortun?

Wäre das eine Haltung, die der Christi ähnlich ist? Bewiese das nicht Mangel an Demut?

Die Mutter der Zebedäussöhne kam zu Jesus, um für Johannes und Jakobus eine bevorzugte Stellung zu erbitten, als die übrigen Apostel sie genossen. Der Herr wies sie wegen ihres unangebrachten Ehrgeizes zurück. „Als die zehn anderen Jünger das hörten, wurden sie sehr ärgerlich über die beiden Brüder" (Mt 20:24).

Der Erretter stellte dann unmißverständlich fest, daß es zwischen ihnen keine Ungleichheit geben sollte, und fügte hinzu: „Bei euch soll es nicht so sein, sondern wer bei euch groß sein will, der soll euer Diener sein, und wer bei euch der Erste sein will, soll euer Sklave sein" (Mt 20:26, 27).

Das Schlüsselwort ist jedenfalls Hingabe zu dem, was uns obliegt.

Frucht tragen

Ferner erwartet der Herr von uns, daß wir produktiv sind. Er gebietet uns, wir sollen viel Frucht hervorbringen. Er stellt dies in dem Gleichnis in Johannes 15 bildlich dar. In diesem Gleichnis sagt ein Edelmann seinen Knechten, wie sie arbeiten sollen. Hier wird gezeigt, was ein wahrer Knecht Gottes ist.

Das Kapitel beginnt mit einem Gleichnis vom Weinberg des Herrn. Sein Vater, sagt Jesus, ist der Winzer. Er selbst vergleicht sich mit einem Weinstock. Wir — seine Knechte — sind die Reben des Weinstocks. Wir müssen im Weinberg des Herrn viel Frucht hervorbringen.

„Ich bin der wahre Weinstock, und mein Vater ist der Winzer.

Jede Rebe an mir, die keine Frucht bringt, schneidet er ab, und jede Rebe, die Frucht bringt, reinigt er, damit sie mehr Frucht bringt" (Joh 15:1, 2).

Er zeichnet ein Bild, das uns allen vertraut sein sollte. Er sagt, der Wein muß beschnitten werden — gereinigt oder geläutert oder geheiligt —, damit er mehr Frucht hervorbringt.

Als nächstes spricht er von den Reben,

die überhaupt nicht tragen, weil sie vom Weinstock abgetrennt sind. Warum tragen sie unter diesen Umständen nicht? Weil sie keinen Saft — jene lebensspendende Flüssigkeit — erhalten, wenn sie abgetrennt sind. Das hat den Herrn veranlaßt, zu seinen Knechten zu sagen: „Bleibt in mir, dann bleibe ich in euch. Wie die Rebe aus sich keine Frucht bringen kann, so könnt auch ihr keine Frucht bringen, wenn ihr nicht in mir bleibt" (Joh 15:4).

Dann fügte er hinzu: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und in wem ich bleibe, der bringt reiche Frucht; denn getrennt von mir könnt ihr nichts vollbringen" (Joh 15:5).

Daraus können wir viel lernen. Solange wir dem Herrn nahestehen und von seinem Geist genährt werden, tragen wir reiche Frucht. Wenn wir aber nicht im Herrn bleiben und von seiner Kraft empfangen, können wir nicht mehr hervorbringen als ein Zweig, der vom Baum abgetrennt ist. Daher sagt der Herr: „Getrennt von mir könnt ihr nichts vollbringen" (Joh 15:5).

Er verleiht diesen Worten zusätzliches Gewicht, indem er sagt: „Mein Vater wird dadurch verherrlicht, daß ihr reiche Frucht bringt und meine Jünger werdet" (Joh 15:8).

Dieser Schriftstelle entnehmen wir noch mehr, was uns zu denken geben sollte. Im 16. Vers heißt es:

„Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt und ... bestimmt." Wozu bestimmt? „Daß ihr euch aufmacht und Frucht bringt."

Das ist aber noch nicht alles. Wir sind nicht nur von ihm erwählt und bestimmt worden, Frucht zu tragen, wir sind auch berufen und dazu bestimmt, so zu wirken, daß unsere *Frucht bleibt*.

Achten Sie auf seine Worte: „Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt und dazu bestimmt, daß ihr euch aufmacht und Frucht bringt *und daß eure Frucht bleibt.*"

Was sagt das aus? Schlicht und einfach: Wir müssen so planen und beten und arbeiten, daß sich niemand von der Kirche abkehrt, sein Zeugnis verliert oder inaktiv wird, weil wir selbst nachlässig sind. *Unsere Frucht muß bleiben.*

Wie ein Gottesknecht sein soll, ist letztlich also eine Frage der inneren Haltung. Wie jemand im Herzen denkt, so ist er auch bei seiner Arbeit.

Diese Kirche ist Gottes Reich. Die Welt ist Gottes Feld, sein Weinberg. Wir sind seine erwählten Arbeiter. Erfolg können wir nur haben, wenn wir nahe am Weinstock bleiben. Tun wir das, so gibt er uns eine wertvolle und wünschenswerte Verheißung:

„Wenn ihr in mir bleibt und wenn meine Worte in euch bleiben, dann bittet um alles, was ihr wollt: Ihr werdet es erhalten ...

Wenn ihr meine Gebote haltet, werdet ihr in meiner Liebe bleiben, so wie ich die Gebote meines Vaters gehalten habe und in seiner Liebe bleibe.

Dies habe ich euch gesagt, damit meine Freude in euch ist und damit eure Freude vollkommen wird" (Joh 15:7, 10, 11). □

(Nach einer Rede vor den Regionalrepräsentanten vom 30. März 1979.)

„Im Februar komme ich zur Welt“

Florence B. Nielsen



Hoffnung am Ende der Schnur

Andrea H. Chatwin

Illustrationen: Phyllis Luch

Michael sah schon den bunten Drachen am Himmel. Deshalb radelte er den steilen Hang zum Spielfeld seiner Stadt noch schneller hinauf. „Das ist ein Tetradrachen", erinnerte er sich. Herr Groß, der krank war und darum seine Arbeit aufgeben mußte, hatte ihm im letzten Jahr vieles über Drachen beigebracht.

Während Michael seine Beine anstrengte, um noch schneller zu treten, dachte er besorgt: „Hoffentlich hat Herr Groß

nicht schon den Deltadrachen steigen lassen." Dies war ein ganz besonderer Drachen, an dem Herr Groß monatelang gearbeitet hatte. Er hatte Michael zuerst Skizzen davon gezeigt und dann ein kleines Modell gebaut, um seinen Entwurf ausprobieren zu können. Und endlich hatte Herr Groß den Drachen in Originalgröße fertiggebaut und konnte ihn heute das erste Mal steigen lassen.

„Herr Groß", rief Michael, als er die letzte Steigung geschafft hatte. „Ich habe den Start doch wohl nicht versäumt, oder?"

„Ich bin froh, daß du da bist, Michael. Nein, ich konnte den Drachen doch nicht ohne meinen treuesten Helfer steigen lassen. Du mußt mir ja helfen", erwiderte Herr Groß, und dabei funkelten seine Augen vor Vergnügen und Vorfreude. „Ich sehe mir noch einmal die Spule und die Schnur an. Inzwischen kannst du den Drachen ja schon aus dem Koffer nehmen. Dann werden wir uns ansehen, wie er segeln kann."

„Werden wir die leichte oder die stärkere Strebe brauchen, Herr Groß?" fragte Michael, als er den Drachen aus dem Koffer nahm und die zwei Meter rote Plastikschnur von den Seitenholmen abrollte und den dunkelblauen Längsträger glättete.

„Ich glaube, wir können die leichte Strebe verwenden, weil nicht viel Wind geht", erwiderte Herr Groß.

Sie befestigten die Strebe und die Schnur. Dann ließ Herr Groß Michael den Drachen halten, während er 15 Meter Schnur abspulte.

„Jetzt", rief Herr Groß. Michael warf den Drachen so hoch, wie er nur konnte. Es gab einen kleinen Ruck an der Schnur, der Drachen bekam Aufwind, und schon war er aufgestiegen. Michaels Stimmung stieg so hoch wie der Drachen. Er segelte wie ein Vogel und tanzte im Wind.

„Hier, Michael, übernimm du jetzt und schau, wie es geht." Herr Groß gab Michael die Schnur. „Versuch mal, etwas an der Schnur zu ziehen, damit der Wind sie ganz spannen und den Drachen höher tragen kann", schlug er vor. „Aber paß auf; wenn der Drachen senkrecht steht, kann es leicht zum Sturzflug kommen. Du mußt deshalb immer einen Winkel beibehalten."

Michael holte den Drachen stolz wieder herunter, nachdem er ihn eine Zeitlang hatte fliegen lassen und sich dabei genau an die Anweisungen von Herrn Groß gehalten hatte. Er zerlegte den Drachen und legte ihn in den Koffer zurück. „Der Drachen ist wirklich toll, Herr Groß", sagte Michael begeistert, als er Herrn Groß den Koffer zurückgab.

„Er gehört dir, Michael", sagte Herr Groß und lächelte dabei. „Und daß du ja nicht nein dazu sagst."

„O, danke, Herr Groß", sagte Michael dankbar. Er freute sich so sehr über den Drachen, daß er ihn in dieser Woche fast



jeden Tag steigen ließ. Aber er war auch traurig, daß Herr Groß nie zu ihm aufs Spielfeld kam und weitere Anweisungen gab.

Eines Nachmittags beschloß Michael, ihn zu besuchen. „Vielleicht ist er mit etwas Neuem beschäftigt.“ Auf dem Heimweg ging er zu Herrn Groß' Haus und läutete. Er wartete, bis Frau Groß die Tür öffnete. Sie sah müde und besorgt aus.

„Verzeihung, daß ich störe“, sagte Michael, „aber ich wollte nur wissen, ob Ihr Mann zu Hause ist.“

Die Augen der Frau füllten sich mit Tränen, als sie sagte: „Nein, er ist nicht da. Er hat einen Herzanfall gehabt und liegt auf der Intensivstation im Krankenhaus.“

„Das habe ich nicht gewußt“, sagte Michael. „Das tut mir leid. Werden Sie ihm bitte sagen, daß ich vorbeigekommen bin?“

Michael wußte, daß er zu klein war, um im Krankenhaus einen Besuch machen zu dürfen, aber er ging fast jeden Tag zum Krankenhaus und erkundigte sich wie es Herrn Groß ging. Eines Tages sah er auch Frau Groß dort. „Weißt du, mein Mann ist jetzt zwar nicht mehr auf der Intensivstation“, vertraute sie Michael an, „aber er ist recht niedergeschlagen und spricht auf die Behandlung, die er bekommt, nicht an.“

Diese Neuigkeit über Herrn Groß machte Michael traurig. Dann fiel ihm etwas ein. Er konnte kaum erwarten, bis er mit Frau Groß darüber sprechen konnte. Er hoffte sehr, daß sie seinem Plan zustimmen und ihm helfen würde.

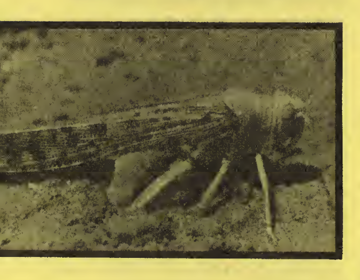
Am nächsten Tag war es bewölkt und etwas kühl. Trotzdem richtete Michael es mit Hilfe von Frau Groß so ein, daß sie und die Krankenschwester Herrn Groß um halb vier Uhr in seinem Rollstuhl auf die Veranda im vierten Stock brachten. Genau zu dieser Zeit hatte Michael den Drachen bereit und ließ ihn aufsteigen! Durch einen starken Aufwind schoß der Drachen in die Höhe und durchdrang den Himmel wie ein knallroter Pfeil. Dann kam plötzlich ein Sonnenstrahl durch die Wolken und beleuchtete den segelnden Drachen gerade, als Michael ihn in seinem Flug etwas stoppte.



Später erzählte Frau Groß Michael, daß sich die teilnahmslosen Augen ihres Mannes erhellt hatten, als er den Drachen sah. Wahrscheinlich dachte er an die Zeit, die er damit verbracht hatte, einen Entwurf anzufertigen, an die Testflüge und all die Arbeit und Freude, die er beim Bau des Drachens gehabt hatte. „Und“, fuhr sie fort, „dann drehte er sich zur Krankenschwester um und sagte mit belegter Stimme: ‚Mein kleiner Freund Michael ist dort unten. Er schickte mir Genesungswünsche am Ende der Schnur. Und ich kann ihn doch nicht enttäuschen, oder?‘“ □



KOMMEN DIE HEUSCHRECKEN WIEDER?



Vor Tausenden von Jahren wurde der Prophet Mose dazu berufen, die Kinder Israel aus Ägypten zu führen. Da wurde eine große Heuschreckenplage in das Land gesandt, um es zu quälen. Wir lesen in der Bibel, daß Mose seinen Stab ausstreckte, „und der Herr schickte den Ostwind in das Land, einen ganzen Tag und eine ganze Nacht lang. Als es Morgen wurde, hatte der Ostwind die Heuschrecken ins Land gebracht.
Sie fielen über ganz Ägypten her . . .
Sie bedeckten die Oberfläche des ganzen Landes, und das Land war schwarz von ihnen. Sie fraßen allen Pflanzenwuchs des ganzen Landes und alle Baumfrüchte auf, die der Hagel verschont hatte, und an den Bäumen und Feldpflanzen in ganz Ägypten blieb nichts Grünes" (Ex 10:13-15).

Das ist fast nicht zu glauben, nicht wahr? Nicht ein grüner Halm blieb in ganz Ägypten übrig! Aber die heutigen Ereignisse helfen uns das riesige Ausmaß der Zerstörung zu verstehen, die durch diese Plage des fliegenden Todes hervorgerufen wurde; denn die Wüstenheuschrecke ist bis zum heutigen Tag immer und immer wiedergekommen und hat mehr als ein Fünftel des Grünlandes auf der Erde verwüstet.

Gewöhnlich richtet die immer hungrige Heuschrecke diese Verwüstung in großen Schwärmen an. Der größte Schwarm, der genau gemessen wurde, bedeckt eine Fläche von fast 1000 Quadratkilometern und bestand aus annähernd 40000000000 (40 Milliarden) Insekten. Da eine Heuschrecke täglich so viel frißt, wie sie selbst wiegt, kann ein solcher Schwarm 80000 Tonnen Nahrung täglich verschlingen — das reicht zur Ernährung von 400000 Menschen in einem Jahr! Kein Wunder, daß die Einwohner der Länder, wo diese Insekten zuschlagen, ein Schreckensschauer durchfährt, wenn man eine Heuschreckenplage erwähnt.



Illustrationen:
Shauna Mooney

Dr. Sherwood B. Idso

Heuschreckenplagen sind in der Geschichte für viele Völker im Nahen Osten und in Asien ein vertrautes Ereignis. Eine der letzten war die große Plage von 1949 bis 1963. Und jetzt scheint sich sogar eine noch großere anzubahnen.

Der Beginn des jetzigen Anfangs des Heuschreckenvolks hängt mit den schweren Regenfällen im Nahen Osten im Herbst 1977 zusammen. Durch den Regen gibt es die nötige Feuchtigkeit und frische Vegetation für die jungen, flügellosen „Hüpfer". Normalerweise kann man sie schon am Boden vernichten, bevor sie erwachsen werden. Dies geschieht dadurch, daß man von Flugzeugen aus ein Schädlingsbekämpfungsmittel über sie sprüht. Aber in den Jahren 1977 und 1978 konnte dies nicht erfolgreich durchgeführt werden, weil in diesen Gebieten Krieg geführt wurde. So wurden die Heuschrecken durch nichts aufgehalten, und der erste Schwarm erreichte im Dezember 1977 Saudi-Arabien.

Es regnete noch mehr, und im Frühjahr 1978 vermehrten sich die Heuschrecken in Saudi-Arabien, im Jemen, in Äthiopien, Somalia und im Sudan. Sie vermehrten sich noch ein drittes Mal und riesige Schwärme flogen über das Arabische Meer nach Indien, wo heftige Regenfälle in der Gangesebene auch Indien und Pakistan zu Hauptbrutstätten machten. Und deshalb stehen heute mehr als fünfzig Länder vor der Aussicht, große Verluste in der Landwirtschaft hinnehmen zu müssen.



Oben: Ein äthiopischer Feldarbeiter besprüht die verseuchte Vegetation, um sie vor Heuschrecken zu retten. Photo mit Genehmigung der FAO (Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation) der Vereinten Nationen.



Rechts: Ein Schwarm Wüstenheuschrecken läßt sich für die Nacht auf einem völlig kahlgefressenen Baum nieder. (FAO-Photo von Jean Manuel.)

Viele Wissenschaftler befassen sich heute eingehend mit der Wüstenheuschrecke und suchen nach Möglichkeiten, wie sie eine weitere Verwüstung verhindern können. Man will vor allem Möglichkeiten finden, wie man die jungen flügellosen Hüpfer entdecken und schon am Boden zerstören kann, bevor sie fliegen können. Da sich die Brutstätten meistens in unbewohnten Gebieten befinden, setzt man Satelliten ein, die



Links: Eine Heuschreckeninvasion im französischen Marokko im Jahr 1954: Die Straße von Tiznit ist mit Heuschrecken bedeckt, die von Autos zusammengeführt worden sind. Die toten Heuschrecken werden sofort von den lebenden verschlungen.

Unten: Männer sprühen Gift, um den Heuschreckenschwarm aus dem Jahre 1954 unter Kontrolle zu bringen.
FAO-Photos von Studios de Souissi, Rabat.



diese Gebiete auf neues Pflanzenwachstum hin überwachen. Die Heuschrecke legt ihre Eier dorthin, wo aufgrund von jüngsten Regenfällen neue Pflanzen wachsen.
Da die Heuschrecke für die Eier sehr viel Feuchtigkeit braucht, können einige Satelliten diese Flächen von feuchtem Sand sogar schon finden, bevor dort eine neue Vegetation entsteht. Dann kann man Schädlingsbekämpfungsmittel sprühen und die Insekten schon am Boden zerstören. Wenn wir dies erreichen, können wir bei unserer Kontrolle einen echten Erfolg über die Wüstenheuschrecke verzeichnen; denn wenn die jungen Hüpfer nicht schon am Boden zerstört werden, muß man sie in der Luft bekämpfen. Und wenn man sie in der Luft besprühen muß, werden die gefährlichen Chemikalien auch über Felder, Tiere und Menschen gesprüht.
So geht die Schlacht weiter. Schon seit Tausenden von Jahren wird dieser Krieg geführt, und weder der Mensch noch das Insekt haben dabei vollständig gewonnen oder die Herrschaft übernommen. Wir können nur hoffen, daß die neuen Möglichkeiten in der Wissenschaft dazu führen werden, daß dieses Problem gelöst wird. So kann viel unnötiges Leid und Hungern ausgeschalten werden. ☐

LORENZO SNOW



An diesem besonderen Apriltag waren die Zimmer mit Blumen herrlich geschmückt, denn Präsident Snow feierte seinen 87. Geburtstag. Auf dem Kaminsims stand ein wunderschönes Gesteck mit Rosen. Noch bevor der Präsident aufgewacht war, klopfte es an der Tür des Beehive House. Als man aufmachte, standen zwei kleine Mädchen draußen. Sie brachten Präsident Snow eine Menge leuchtend roter Rosen.

Die Mädchen sangen zwei, drei Lieder, und er war von dem Ständchen tief berührt. Er sagte, daß er das nie vergessen würde.

Als Lorenzo Snow ein Junge war, las er sehr gerne. Später wurde er Lehrer und errichtete ein Gemeinwesen. Präsident Brigham Young suchte ihn aus, um fünfzig Familien in ein Gebiet in Utah zu führen, das man später Brigham City nannte. Er wurde in seiner Arbeit unterbrochen, als er nach Hawaii auf Mission berufen wurde.

Als das Schiff dort ankam, stiegen Lorenzo Snow und seine Mitarbeiter in ein kleineres Boot, um zum Ufer zu gelangen. Plötzlich kenterte ihr kleines Boot, und sie wurden über Bord gespült. Man fand den leblosen Körper Lorenzo Snows und gab ihm einen Krankensegen. Durch ein Wunder erholte sich Lorenzo Snow von diesem schrecklichen Ereignis, denn der Herr hatte für ihn noch Wichtiges zu tun.

Lorenzo Snow wurde mit 84 Jahren der fünfte Präsident der Kirche. Kurz darauf durfte er das Wunder erleben, in einem der Räume des Tempels in Salt Lake City den Herrn zu sehen. Er hatte dort in aufrichtigem Gebet nach der Führung des Herrn getrachtet.

Präsident Snow ist am besten dadurch bekannt, daß er die Mitglieder der Kirche aufgefordert hat, den Zehnten voll zu zahlen; ebenso kennt man ihn wegen seiner weisen Entscheidungen, die dazu beigetragen haben, daß die Kirche schuldenfrei wurde. Auch hat er die Missionsarbeit auf die ganze Welt ausgedehnt. ☐

Vielleicht können nur kinderlos gebliebene Ehepaare verstehen, wie traurig und enttäuscht man sein kann und wie sehr man andere beneidet, wenn man nach neuneinhalb Jahren Ehe noch immer keine Kinder hat. Im patriarchalischen Segen meines Mannes stand, daß er Kinder haben würde, doch in meinem war nicht einmal von Ehe die Rede. Wir hatten zweimal um einen Priestertumssegen gebeten — einen von meinem Vater, der unser Bischof war, und einen fünf Jahre später von unserem Pfahlpräsidenten. Im ersten wurden uns Kinder verheißen — „zu der Zeit, wo es dem Herrn recht ist"; im zweiten hieß es, uns würde alles, was zu einem erfüllten Leben gehört, zuteil werden.

Die Zeit verging. Mein Mann promovierte im Juni 1975 und erhielt eine Stelle in Brasilien angeboten. Wir brachten alles, was wir hatten, in ein Lagerhaus und machten uns mit zwei Koffern, einer Reisetasche voller Bücher und einer Violine auf, um ein neues Leben anzufangen.

In Brasilien gibt es viele Kinder, und die meisten werden geliebt. Der ärmste Vater erzählt einem stolz, wie reich er an Kindern ist. Manche werden jedoch zur Adoption freigegeben, und wir wußten: Hier war es leichter, ein Kind zu adoptieren, als in den USA. Doch obwohl wir gern ein Kind adoptiert hätten, hatten wir, wenn wir davon sprachen, immer das Gefühl: Jetzt noch nicht.

Als wir schon ein paar Wochen in Brasilien waren, bekam ich Heimweh — teils wegen der fremden Sprache und den fremden Gebräuchen, teils, weil das Haus so leer war.

Ich fühlte mich so allein wie noch nie. Dieses Gefühl bedrückte mich so lange, bis ich eines Tages spürte: etwas Schönes kam in unser Heim. Zugleich hatte ich das Gefühl, ein Geistkind sei in meiner Nähe. Ich konnte es zwar nicht sehen, doch war mir, als wäre es genauso ungeduldig wie ich, als warte es schon voller Hoffnung. Und dann sagte es mir unmißverständlich — obgleich die Worte nicht hörbar ausgesprochen wurden: — „Im Februar komme ich zur Welt."

Der Februar war der Karnevalsmonat. Alle Arbeit stand still, und Brasilien war eine ganze Woche lang eine einzige „festa". Wir selbst machten nicht mit, weil wir als Begleitpersonen an einer Jugendtagung der Kirche teilnahmen. Am letzten Wochenende im Februar war Distriktskonferenz. Der Monat war vorbei, und wir hatten noch kein Kind, obwohl wir darum gebetet hatten, daß wir es fänden. Die Ansprachen auf der Konferenz vertieften unseren Schmerz nur noch: sie handelten davon, wie wichtig es ist, Kinder zu haben.

Am Donnerstag abend nach der Konferenz kam eine Schwester, die in der Kinderklinik arbeitete, aufgeregt zu mir. Auf der Wöchnerinnenstation sei ein kleiner Junge, erzählte sie, und die Sozialarbeiterin würde ihn bis zum nächsten Tag für uns aufheben. Um halb acht waren wir in der Klinik. Wir hatten die ganze Nacht nicht geschlafen und inbrünstig gebetet, daß es keine Schwierigkeiten geben würde. Wir wußten ja schon, wie kompliziert es war, ein Kind zu adoptieren. Die Sozialarbeiterin war sehr nett, doch die Mutter des Kindes hatte es sich anders überlegt und das Kind am selben Morgen mit nach Hause genommen.

Dann sagte die Frau zögernd: „Es ist aber noch ein anderer Junge hier. Wollen Sie ihn sehen?"

Die Treppen zum Kinderzimmer schie-

nen endlos. Endlich zeigte man uns ein Kunststoffbettchen, in dem ein verrunzeltes kleines Baby lag. Sein winziges Gesicht wandte sich uns zu und blickte uns mit strahlend blauen Augen an. Wir waren sicher: Das war unser Kind.
Bis Mittag war der Papierkrieg bei Gericht erledigt, und um sechs Uhr holte ich unseren Sohn ab und brachte ihn nach Hause. Wir stellten fest, daß er am 7. Februar zur Welt gekommen war. Da sein Geburtsgewicht aber nur an die 2 kg betragen hatte, war er fast ein Monat lang in der Klinik geblieben. Als er zu uns kam, wog er $2^1/_2$ kg und war so schwach, daß er nicht einmal weinen konnte. Wir hatten Angst, wir könnten ihn wieder verlieren.
Der nächste Sonntag war Fastsonntag, und wir fasteten für ihn. Mein Mann gab ihm einen Segen. Am selben Tag fing er an, zu den Mahlzeiten aufzuwachen, und zwei Tage darauf weinte er schon leise und strampelte. Sechs Monate später war er ein ganz normaler Junge, der lachte und krähte. Er hatte fast sieben Kilo und war fast 70 cm lang.
Manchmal fällt es uns sehr schwer, auf die Zeit zu warten, „wo es dem Herrn recht ist". Wir sind enttäuscht und vielleicht sogar ärgerlich. Wir weinen, hoffen, beneiden andere — während jener neuneinhalb Jahre war ich sogar böse auf den Herrn. Doch wenn die Gabe dann kommt, verstehen wir.
Wie Abraham und Sara, wie Jakob und Rahel, wie die Eltern von Samuel und Johannes dem Täufer haben mein Mann und ich erlebt, wie groß diese Gabe Gottes sein kann. Und während wir diese kleine, wachsende Gottesgabe beobachten, beten wir, daß auch wir der Aufgabe, die Gott uns anvertraut hat, im selben Maß gerecht werden können.

RAYMOND UND DER BUS

Kathleen Conger Ellis



Wir waren alle aufgeregt, als wir zu acht von Kalifornien aus zum Familientreffen in Utah aufbrachen. Wir sangen und freuten uns auf ein schönes Wochenende, doch auch der Ernst des Lebens machte sich bald bemerkbar, als der Motor unseres kleinen Wagens auf einer Paßstraße langsam heißlief. Mein Vater machte ein besorgtes Gesicht, als er auf der Paßhöhe an den Straßenrand fuhr. Es war ein heißer Tag und auch ein paar andere Autos waren stehengeblieben. Sie hatten die Motorhaube offen und ließen den Motor auskühlen. Nach einiger Zeit fuhren wir hinunter in das Victor Valley.

Wir spielten im Auto und hatten die Schwierigkeit mit dem Auto bald vergessen. Als nächstes kamen wir nach Baker (Kalifornien). Baker ist eine kleine Ortschaft mitten in der glühend heißen Mojavewüste. Wir waren froh, als wir die Ansiedlung endlich erreicht hatten und aussteigen konnten, um einen Imbiß zu nehmen.

Ich hörte, wie Vater den Tankwart fragte, wann der nächste Bus durch Baker kommen würde — egal in welcher Richtung. Da war mir klar: Er rechnete damit, daß unser Wagen die etwas über 30 Kilometer lange Steigung, die nach Baker begann, nicht schaffen würde. Doch der Tankwart sagte, der nächste Bus käme erst um Mitternacht. Im Sommer, sagte er, sei tagsüber selten ein Bus unterwegs, weil es so heiß sei. Es war zwei Uhr nachmittags.

Vater und der Tankwart bastelten eine Weile an dem Wagen herum. Dann hielten wir einen kurzen Familienrat und entschlossen uns, zum Familientreffen nach Utah weiterzufahren. Wir stiegen wieder ein, und es ging los — durch eins der gefährlichsten Wüstengebiete Amerikas. Nach nicht ganz 30 Kilometern gab unser müder kleiner Wagen vollständig auf. Alle stiegen aus und streckten sich. In der Ferne konnte ich durch das Flimmern immer noch Baker sehen — einen kleinen Strich am Horizont.

Vater ist ein guter Mechaniker, aber er konnte auch nichts machen. Jetzt wurde mir erst klar, wie ernst unsere Lage war: Eine achtköpfige Familie, mitten in einer unbewohnten Wüste gestrandet. Es war Juli, und in der Mittagshitze hatte es gut und gern 45 bis 49°C — in dieser Jahreszeit eine für die Gegend normale Temperatur. Es kamen kaum Autos vorüber, und gewöhnlich bleibt in der Wüste auch kein Fremder stehen.

Die Lage war bedenklich, doch wir hatten nicht mit dem Glauben unseres dreijährigen Bruders Raymond gerechnet.

Vater wollte gerade ein vorbeifahrendes Auto heranwinken, als Raymond sagte: „Keine Angst, Papa. Ich werde mit Gott sprechen und ihn bitten, daß er uns einen Bus schickt."

Vater brachte es nicht übers Herz, ihm zu sagen, was es mit den Bussen auf sich hatte, und wir schenkten ihm nicht viel Beachtung. Er aber ging ein Stück weg zu einem Randpfeiler, kniete sich hin und fing an zu sprechen. Er blieb eine ganze Weile knien, doch schließlich stand er auf, kam zu uns her und sagte: „Keine Angst, Papa. Es geht alles in Ordnung. Der Vater im Himmel schickt uns einen Bus." Er bestand darauf, daß der Bus schon unterwegs sei. Gerade jetzt komme er den Berg herauf.

Wir wollten ihm gerade klarmachen, daß der nächste Bus erst um Mitternacht vorbeikommen würde, da tauchte in der

flimmernden Hitze ein Autobus auf und blieb stehen. Wir waren maßlos erstaunt. Vater fragte den Fahrer, ob er uns bis Las Vegas mitnehmen könne. Er willigte ein, und wir bestiegen den Bus. Es waren gerade noch sieben Sitze frei. Vater blieb beim Auto zurück. In Las Vegas rief Mama meinen Onkel an und bat ihn, Vater abzuschleppen. Schließlich kamen wir nach Parowan (Utah) und verbrachten ein paar herrliche Tage bei unseren Verwandten. Damals fing ich übrigens mit meiner genealogischen Arbeit an, die ich jetzt seit 16 Jahren betreibe. Vater erzählte später: Der Busfahrer war stehengeblieben und hatte gesagt: „Ich weiß nicht, warum ich anhalte. Ich habe schon etliche Stunden Verspätung. Es ist gegen meine Vorschrift, in der Wüste anzuhalten, aber ich hatte das Gefühl, ich solle stehenbleiben."

Wir wußten, warum er stehengeblieben war. Es war wegen unseres kleinen Bruders Raymond, der dem Vater im Himmel sehr nahe war. □



DIE ANTWORT IN DER KÜCHE

Sue Ann Crockett

Ich habe gelernt: Der Geist spricht zu jedem auf seine eigene Art.

Eine Stelle im Buch ‚Lehre und Bündnisse' im 8. Abschnitt fasziniert mich seit jeher. Es heißt da: „So gewißlich der Herr lebt, der dein Gott und dein Erlöser ist, ebenso gewiß sollst du Kenntnis empfangen von allem, was auch immer du im Glauben erbittest — mit ehrlichem Herzen und indem du glaubst, daß du Kenntnis erlangen wirst . . .

Ja, siehe, ich werde es dir im Verstand und im Herzen durch den Heiligen Geist sagen, der über dich kommen und in deinem Herzen wohnen wird" (LuB 8:1, 2).

Welch ein herrlicher Gedanke! Eine Verheißung vom Herrn, daß sich uns der Geist kundgeben könne! Inmitten der Flut von Schwierigkeiten, denen ich von Zeit zu Zeit ausgesetzt bin, habe ich, wie ich glaube, solche Kundgebungen empfangen — vielleicht nicht so sehr ein starkes und spürbares „Brennen des Herzens", wie Oliver Cowdery es erlebt hat (s. LuB 9:8), aber trotzdem ein Gefühl, das vom Geist kam. Ich bin für diese Erlebnisse sehr dankbar. Allerdings hat es Jahre gedauert, bis ich

solche *persönlichen* Kundgebungen erkennen lernte.

Als ich zum Beispiel vor der Entscheidung stand, wen ich heiraten sollte, war mir, als sage mir der Geist: „Tu's, es ist recht.“ Die Botschaft war klar, doch hatte ich mir mehr erwartet, etwas wie Blitz und Donner. Darum verschleierten Zweifel wieder, was mir so klar erschienen war. Ich überdachte meinen Entschluß, betete darüber und kam schließlich zu dem Schluß, daß meine ursprüngliche Entscheidung richtig gewesen war. Warum war meine erste Antwort nicht markerschütternd gewesen? Dann hätte es gar nicht zu solchen Zweifeln kommen müssen — zumindest bildete ich mir das ein.

Auch bei anderen Gelegenheiten habe ich den Einfluß des Geistes verspürt, aber nicht erkannt, einfach deshalb, weil es so etwas Einfaches ist. Ich war mir nicht im klaren über das Erlebte, fing an zu zögern und sagte mir dann etwa: „Das wäre ja nicht schlecht, aber gerade jetzt habe ich zuviel anderes vor“ oder: „Ich sollte dem Impuls nachgeben und meine Freundin anrufen, aber morgen wird es wohl auch noch nicht zu spät sein.“ Später stellte ich dann fest, daß es anderen oder mir selbst geholfen hätte, wenn ich meinen Gedanken ausgeführt hätte. Nach solchen Erlebnissen dachte ich: „Genau das war's! Wie ist das nun bloß wieder gewesen?“

Ein weiser Freund hat mir einmal gesagt, ich soll den Geist *kosten*, wenn er kommt, dann würde ich ihn beim nächsten Mal bestimmt wiedererkennen. Im Lauf der Zeit habe ich diesen Rat oft mißachtet, doch ganz vergessen habe ich ihn nie. Eines Tages hatte ich dann ein Erlebnis, das mich veranlaßt hat, ihn besser zu befolgen.

Es war ein Tag wie jeder andere. Mein damals achtzehn Monate alter Sohn spielte wie immer gerade vor meinen Füßen und war fortwährend im Weg.

Ich spürte, wie die Spannung in mir stieg. Alles schien mir wichtiger als dem kleinen runden Gesicht Beachtung zu schenken, das mich da von unten herauf anlachte. Schließlich war ich so angespannt, daß ich anfing, mit ihm zu schimpfen, doch plötzlich — vielleicht, weil ich einfach nicht mehr konnte oder weil ich Schuldgefühle hatte — kniete ich mich hin und half ihm seine Stadt aus Bauklötzen bauen. Und da geschah es — eine Eingebung des Geistes, ganz wie es mir plötzlich entsprach; diesmal erkannte ich sie. Keine Fanfare erschallte, kein Blitz leuchtete durch das Fenster, kein Brennen im Herzen — nur eine gedankliche Eingebung, die ich am ganzen Körper als etwas Friedevolles, Warmes empfand. Tränen traten mir in die Augen, und als ich meinen kleinen Jungen fester an mich drückte, sagte mir der Geist: „Das ist es, was du tun sollst. Es ist recht, wenn du dir für deine Kinder Zeit nimmst.“

Ein schlichtes „Ja“. Ein „Ja“ vom Geist. Ob mein Herz brannte? Eher hatte ich ein friedevolles Gefühl. Es war tatsächlich der Geist des Herrn.

Seit jenem Tag, wo ich auf dem Küchenboden kniete, habe ich manch ähnliches Zeugnis empfangen, und keins war weniger deutlich als das erste. Zwar könnte ich kaum ein Buch über die Grundlagen von Offenbarung schreiben, doch weiß ich jetzt aus Erfahrung, welche Befriedigung und Freude man empfindet, wenn man lernt, geistige Eingebungen zu erkennen — gleich, wie still und leise sie auch sein mögen. □

ICH HABE EINE FRAGE

Die Antworten sollen Hilfe und Ausblick geben, sind aber nicht als offiziell verkündete Lehre der Kirche zu betrachten.



Daniel H. Ludlow
vom Bildungswesen der Kirche

Nach welchen Gesetzen wurde der Erstgeburtssegen im Alten Testament vererbt?

Mehrere Gebräuche und Traditionen der Hebräer — das patriarchalische Herrschaftssystem, das Erstgeburtsrecht, die Mehrzahl von Ehefrauen — stehen mit dieser Frage in Zusammenhang.

Die Patriarchen des Alten Testaments regierten ihre Sippe in der Regel auf direktem Weg — ihre Frauen und Söhne, die unverheirateten Töchter, die Familien der Söhne und so weiter. Wenn der Vater starb, trat einer seiner Söhne die Nachfolge an.

Damit es nicht zu Meinungsverschiedenheiten darüber kam, welcher Sohn nun auf den Vater folgte, entstand das Erstgeburtsrecht, das Recht des erstgeborenen Sohnes. Beim Tod des Vaters wurde der erstgeborene und älteste Sohn das neue Familienoberhaupt. Der Erstgeborene hatte ein Anrecht auf ein doppeltes Erbteil vom Besitz des Vaters, das heißt, er erhielt doppelt so viel wie die anderen Söhne. Einen Anteil erhielt er als Sohn, den zweiten als neues Familienoberhaupt (s. Gen 48:22; Dtn 21:17). Er war auch für den Unterhalt der Mutter und der unverheirateten Töchter verantwortlich. Als Erstgeborener hatte er unter der Aaronischen Ordnung das Recht, über die Sippe zu präsidieren. Wenn der

Vater nur eine Frau hatte, gab es keine Frage, welcher Sohn der Erstgeborene war. Doch der Herr gestattete es damals einigen seiner Patriarchen, mehrere Frauen zu haben (Polygamie). Der Vater konnte also mehrere erstgeborene Söhne haben — möglicherweise von jeder Frau, mit der er verheiratet war. Es erhob sich nun die Frage, welcher Sohn das Oberhaupt der gesamten Familie wurde, wenn der Vater starb. Brauchtum und Tradition weisen darauf hin, daß es der erstgeborene Sohn der ersten Frau war, wenn er sich als würdig erwies. Nur wenn er unwürdig war oder verstarb, wurde das Erstgeburtsrecht dem erstgeborenen Sohn der zweiten Frau übertragen. Zweitgeborene Söhne kamen für das Erstgeburtsrecht überhaupt nicht in Frage außer alle erstgeborenen erwiesen sich als unwürdig.
In Anbetracht dieser Gepflogenheiten versteht man die folgenden Episoden aus der Bibel besser, in denen das patriarchalische Recht zu herrschen eine Rolle spielt.

Isaak und Ischmael

In der Bibel werden drei Ehefrauen Abrahams erwähnt: Sara, Hagar und Ketura. Hagar, die zweite Frau, gebar als erste einen Sohn, den Ischmael. Ischmael war daher der Erstgeborene Abrahams, *solange seine erste Ehefrau Sara keinen Sohn bekam.* Als Sara jedoch Isaak zur Welt brachte, erhielt dieser das Erstgeburtsrecht, denn er war der erstgeborene Sohn der ersten Frau.

Jakob und Esau

Rebekka wird in der Bibel als die einzige Frau Isaaks genannt. Der Ehe entstammten Zwillinge: Esau, der Erstgeborene, und Jakob. Als erstgeborener Sohn der ersten Frau war Esau der Erstgeborene nach dem Erstgeburtsrecht. Esau erwies sich jedoch als unwürdig, weil er nicht innerhalb des Bundesvolkes heiratete, wie seine Eltern es wünschten (s. Gen 26:34, 35).
Auch hatte Esau — zumindest vorübergehend — gar nicht den Wunsch, das Geburtsrecht zu beanspruchen, und verkaufte es dem Jakob für „Brot und Linsengemüse“ (s. Gen 25:29-34; Heb 12:16). Daraufhin wurde Jakob, der zweitgeborene Sohn, der Erstgeborene Jakobs. Schon bevor die Zwillinge zur Welt kamen, sagte der Herr zu Rebekka: „Zwei Völker sind in deinem Leib ... Ein Stamm ist dem anderen überlegen, der ältere muß dem jüngeren dienen“ (Gen 25:23). Dies ist zu bedenken, wenn man verstehen will, weshalb Rebekka unbedingt wollte, daß ihr Mann Isaak ihrem Sohn Jakob den größeren Segen gebe.

Josef und Ruben

Jakob, auch Israel genannt, heiratete mindestens vier Frauen, und zwar in dieser Reihenfolge: Lea, Rahel, Bilha und Silpa. Mit diesen Ehefrauen hatte Jakob zwölf Söhne. Sie wurden in dieser Reihenfolge geboren (der Name der Mutter steht jeweils in Klammer): 1. Ruben (Lea); 2. Simeon (Lea); 3. Levi (Lea); 4. Juda (Lea); 5. Dan (Bilha); 6. Naftali (Bilha); 7. Gad (Silpa); 8. Ascher (Silpa); 9. Issachar (Lea); 10. Sebulon (Lea); 11. Josef (Rahel); 12. Benjamin (Rahel).
Als erstgeborener Sohn der ersten

Frau war Ruben der Erstgeborene. Als er wegen Ehebruchs mit Bilha (s. Gen 35:21, 22; 49:3, 4) unwürdig wurde, ging das Geburtsrecht auf Rahels erstgeborenen Sohn über (1 Chr 5:1). Obwohl Josef dem Alter nach der elfte Sohn war, war er der erstgeborene Sohn der zweiten Frau und damit der zweite Anwärter auf das Geburtsrecht. Jakob ließ ihm einen besonderen Mantel machen, damit die anderen Söhne sein Recht anerkannten, nach dem Tod des Vaters über die Familie zu präsidieren.

Efraim und Manasse

Soweit man der Bibel entnehmen kann, hatte Josef nur eine Frau, nämlich Asenat. Mit ihr hatte er zwei Söhne: Manasse, den erstgeborenen, und Efraim (s. Gen 41:50-52). Als Josef seine beiden Söhne zu Jakob brachte, damit dieser ihnen einen väterlichen (patriarchalischen) Segen gebe, erwartete er offensichtlich, daß Manasse den größeren Segen bekäme, und es mißfiel ihm, daß Jakob den jüngeren über den älteren Sohn setzte und dem jüngeren Bruder den größeren Segen gab (Gen 48:17-20). Weder die Bibel noch die neuzeitlichen heiligen Schriften geben eine Erklärung darüber ab, weshalb Jakob von den Gepflogenheiten des Erstgeburtsrechts abwich, doch aus der Bibelübersetzung Joseph Smiths (Gen 48:5-11) und aus dem Buch ‚Lehre und Bündnisse' (LuB 133:32-34) geht hervor, daß der Herr dem Jakob dies geboten hatte. So erhielt also Ephraim von Josef das Erstgeburtsrecht, das Josef von Jakob (Israel) erhalten hatte. In gewissem Sinne ist daher Efraim der Erstgeborene Israels, wie der Herr durch den Propheten Jeremia bestätigt: „Ich bin Israels Vater, und Efraim ist mein erstgeborener Sohn" (Jer 31:9). □

„GEBT ALSO ACHT, DASS IHR RICHTIG ZUHÖRT“ LUKAS 8:18

John A. Green

Vor ein paar Jahren besuchte ich eine Zweigkonferenz und lernte dabei etwas Unvergeßliches. Der Zweigpräsident und sein Erster Ratgeber hatten geredet, und nun war der Zweite Ratgeber an der Reihe. Ich beobachtete ihn, wie er — offensichtlich sehr unsicher — zum Pult ging.

Als er auf die Versammelten hinabblickte, folgte ich seinem Blick. Zwei oder drei Brüder saßen mit geschlossenen Augen da — offenbar waren sie eingenickt. Einige Mütter versuchten erfolglos, ihre Kinder zur Ruhe zu bringen. Nur der Missionspräsident, der unten Platz genommen hatte, blickte den Sprecher aufmerksam an. Sein Gesicht spiegelte Interesse und Erwartung wider.

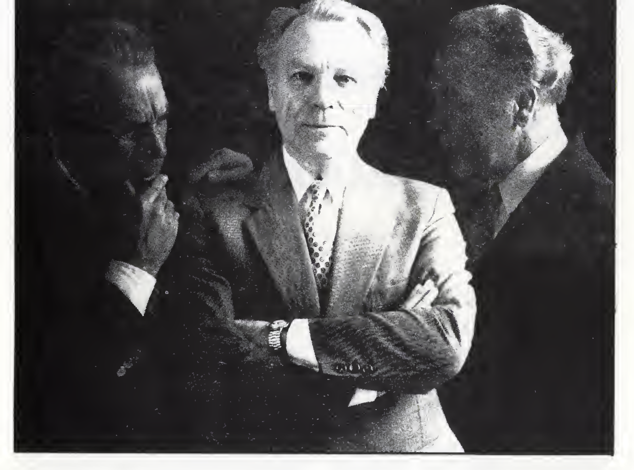
„Meine Brüder und Schwestern“, bekannte der Zweite Ratgeber, indes er errötete, „es fällt mir sehr schwer, in der Kirche zu reden.“ Er machte eine zu lange Pause. „Heute tue ich es, weil der Zweigpräsident mich gebeten hat, daß ich ein paar Worte an Sie richte. Ich glaube, das ist die zweite Ansprache, die ich in meinem Leben halte, und da ich die Evangeliumslehre nicht besonders gut erklären kann, habe ich eine Rede aus einem Buch abgeschrieben, das wir zu Hause haben.“

Seine großen, schwieligen Hände suchten in der Anzugtasche. Plötzlich begannen auf seiner Stirn Schweißtropfen zu glänzen — die Rede war nicht da. Auch in den anderen Taschen war sie nicht. Er tat mir furchtbar leid.

„Gib doch Zeugnis“, dachte ich und hoffte, dieser Gedanke würde ihn irgendwie erreichen. Doch offenbar gab es für ihn nur die niedergeschriebene Rede oder gar keine. Als er in seinen Taschen nichts fand, stieg er vom Rednerpult herab und ging zwischen den Bankreihen nach hinten, wo die Mäntel hingen. Erst dachte ich, er werde nun einfach seinen Mantel anziehen und weggehen, doch er suchte nur seine Ansprache. Er fand sie in der Manteltasche. Langsam kam er wieder zum Rednerpult zurück und faltete im Gehen sorgfältig die Blätter auf. Als er wieder am Pult stand, fing er an, vorzulesen — offensichtlich nervös und verlegen. Manchmal verbesserte er die Fehler, die er machte, manchmal nicht.

Die Sache war mir unangenehm, und ich litt mit ihm. Am meisten fiel mir seine Unzulänglichkeit auf. Trotzdem sollte mir der Geist eine große Lektion erteilen.

Es fing mit einem inneren Sticheln an, das langsam zu einer leisen Stimme wurde, und während der nächsten paar Minuten führte ich ein Zwiegespräch mit mir selbst:



„Du wärst sicher ein besserer Redner", hörte ich mein „zweites Ich" sagen.
Ich zuckte unangenehm berührt zusammen, gab aber zu, daß ich es wahrscheinlich wirklich besser könne.
„Wenn du die Gelegenheit hättest, könntest du diesem Mann sicher etwas beibringen", sagte die Stimme wieder. „Du hast einen Doktortitel, bist Siebziger und Distrikts-Missionspräsident."
Die Stimme nahm sich kein Blatt vor den Mund. Ich blickte in den Zuhörerraum. Die meisten Leute waren so höflich oder verlegen, daß sie zu Boden blickten. Nur der Missionspräsident sah den Sprecher aufmerksam und interessiert an.
„Welche Ironie!" redete die Stimme weiter. „Der gute Redner sitzt hier, und der schlechte steht am Pult."
Dieses Zwiegespräch wurde langsam unerträglich. Ich versuchte, die Stimme zum Schweigen zu bringen, indem ich der Rede aufmerksam folgte, doch wegen der Unbeholfenheit und der vielen Fehler des Redners fiel mir das schwer.
„Was wirst du denn von ihm schon lernen?" fragte die leise Stimme. Sie wollte mich nicht in Ruhe lassen.
„Keine Ahnung", gab ich ungeduldig zur Antwort, „doch irgend etwas werde ich schon lernen, wenn ich zuhöre."
„Soll das heißen, daß du bis jetzt nicht zugehört hast?"
„Genau — ich führe ja dieses stupide Zwiegespräch."
„Du hast also bis jetzt nichts von ihm gelernt?"
„Nein."
„Und seit er angefangen hat zu reden, hast du nichts zum Geist dieser Versammlung beigetragen?"
„Nein."
„Glaubst du, dieser Redner braucht Hilfe?"
„Ja."

„Willst du ihm helfen?"
„Sicher."
„Dann hilf ihm", sagte die Stimme. „Hör zu und trage bei . . ."
Hier brach ich das Zwiegespräch ab. Ich war durch diese Diskussion mit mir selbst etwas verärgert und schloß die Augen, um aufrichtig zum Vater im Himmel zu beten. Ich gestand ein, daß *ich* es war, der Hilfe brauchte. Ich bat ihn, er möge mich zu einem guten Geist in der Versammlung beitragen lassen. „Hilf mir", bat ich, „damit ich so zuhören kann, wie ich soll."
Dann blickte ich auf und sah den Redner an. Ich setzte alles daran, daß mein Gebet in Erfüllung ging.
Während der letzten Minuten jener Rede geschah etwas Ungewöhnliches. Schon seit zehn Jahren hatte mir ein Problem, ein Punkt der Lehre, Kopfzerbrechen bereitet. Die Antwort auf meine Frage hätte ich wissen sollen — schon allein auf Grund meiner Erfahrung in der Kirche und meines Schriftstudiums. Nicht, daß dies meinen Glauben erschüttert oder mein Zeugnis gefährdet hätte, doch zehn Jahre lang hatte ich auf meine Frage keine Antwort gefunden. An jenem Tag aber kam sie. Ich war schon oft auf Konferenzen gewesen und hatte den Propheten reden hören, doch vielleicht hatte ich bis auf jenen Tag nie wirklich zugehört, als ich von dem Zweiten Ratgeber meine Antwort bekam. Er las die Worte unsicher, doch die Botschaft prägte sich meiner Seele ein, als wäre sie eingeätzt worden.
Heute bin ich davon überzeugt, daß er mich durch den Geist belehrt hat. Genauso überzeugt bin ich, daß ich von dieser Ansprache nichts gehabt hätte, hätte ich mich nicht angestrengt, um durch den Geist zuzuhören. Und ich erhielt nicht nur die Antwort auf eine Frage, die mich schon seit zehn Jahren beschäftigt hatte. Ich habe auch gelernt, daß die Berufung zuzuhören genauso wichtig ist wie die, zu reden oder zu lehren. Jesus selbst hat in seiner Geburtsstadt Nazaret gelehrt. Doch sie hörten nicht, obwohl sie Ohren hatten, und es nützte ihnen nichts.
In gewisser Hinsicht hat mir dieses Erlebnis vor Augen geführt, was mir selbst noch fehlt. Ich habe gelernt, daß ich mich fortwährend anstrengen muß, in Versammlungen und im Unterricht geistig zuzuhören. Das erfordert, glaube ich, Vorbereitung meinerseits — genauso wie dazu Vorbereitung auf seiten des Redners oder Lehrers vonnöten ist.
Ich glaube, daß sich mir vieles eröffnet, wenn ich die Fähigkeit entwickle, mit dem Geist zuzuhören. Und wenn ich so zuhöre, kann ich, wie ich glaube, in jeder Klasse oder Versammlung, die ich besuche, zu einem guten Geist beitragen.
Das Erlebnis in jener Zweigkonferenz bestätigt, was ich ohnehin geglaubt habe: Die Botschaft des Erretters ändert sich nicht. „Wer Ohren hat, der höre!" (Mt 13:9; Mk 4:9), hat er oftmals gesagt, und warnend hinzugefügt: „Gebt also acht, daß ihr richtig zuhört!" (Lk 8:18). Wenn ich die Fähigkeit entwickle, so zuzuhören, wie der Erretter es uns geraten hat, so werde ich vielleicht öfter an Versammlungen teilnehmen wie die, von der in der Apostelgeschichte die Rede ist:
„Als sie gebetet hatten, bebte der Ort, an dem sie versammelt waren, und alle wurden mit dem Heiligen Geist erfüllt, und sie verkündigten freimütig das Wort Gottes.
Die Gemeinde der Gläubigen war ein Herz und eine Seele" (Apg 4:31, 32). □

DER PATRIARCHALISCHE SEGEN

Elder LeGrand Richards vom Kollegium der Zwölf

Will man verstehen, welche Berufung ein Patriarch hat und wie ein patriarchalischer Segen gegeben wird, so muß man um das vorirdische Dasein des Menschen wissen. Wäre die Geburt auf Erden unser Anfang, so wäre die Berufung eines Patriarchen kaum verständlich.

John A. Widtsoe reiste während des Ersten Weltkriegs nach England und der Beamte der Ausländerbehörde, dessen Fragen er beantworten mußte, sagte: „Wir lassen Sie nicht an Land gehen. Wir haben Ihre Missionare nach England gelassen, aber Ihre Führer wollen wir nicht. Nehmen Sie draußen Platz." Bruder Widtsoe ging hinaus und setzte sich.

Ein paar Minuten später rief der Beamte ihn wieder zu sich und sagte: „Was würden Sie meinem Volk verkünden, wenn wir Sie an Land gehen ließen?" Und Dr. Widtsoe erwiderte: „Ich würde die Leute lehren, woher sie kommen, warum sie hier leben und wohin sie gehen." Der Beamte blickte ihn an und fragte: „Lehrt Ihre Kirche das?" Bruder Widtsoe bejahte.

„Also, meine lehrt das nicht", sagte der Beamte und drückte den Stempel in Bruder Widtsoes Reisepaß. Er setzte seine Unterschrift dazu und eröffnete ihm: „Sie können einreisen."

Wenn wir nicht wissen, wohin wir gehen, sind wir wie ein Schiff auf hoher See ohne Steuerruder, ohne Steuermann. Wind und Wellen treiben uns umher. Verstehen wir jedoch, woher wir kommen, warum wir hier sind und wohin wir gehen, dann ist es wahrscheinlich, daß wir den Hafen erreichen, zu dem wir wollen. Das ist auch der Zweck des patriarchalischen Segens: er soll uns durch die Inspiration des Allmächtigen offenbar machen und auslegen, warum wir hier sind und was von uns erwartet wird, damit wir das Maß unserer Schöpfung auf Erden erfüllen können.

Im Buch ‚Lehre und Bündnisse', Abschnitt 93, Vers 29 lesen wir: „Der Mensch war auch am Anfang bei Gott. Intelligenz oder das Licht der Wahrheit wurde nicht erschaffen oder gemacht und kann tatsächlich auch gar nicht erschaffen oder gemacht werden."

Am Anfang waren wir bei Gott. Der 76.

Abschnitt des Buches ‚Lehre und Bündnisse' sagt uns, daß wir für Gott gezeugte Söhne und Töchter sind. Ich möchte nicht im einzelnen behandeln, wie wir aus Intelligenz zu Geistwesen wurden, doch steht fest, daß Gott inmitten dieser Geister stand; der Offenbarung zufolge war er der Intelligenteste von allen, und wir waren in seiner Gegenwart. Da wir also keinen Anfang haben, haben wir auch kein Ende. Ich verweise auf das oft zitierte Wort Gottes an Abraham: „Der Herr aber hatte mir, Abraham, die Intelligenzen gezeigt, die geformt wurden, ehe die Welt war; und unter allen diesen waren viele von den Edlen und Großen; und Gott sah, daß diese Seelen gut waren, und er stand mitten unter ihnen und er sprach: Diese werde ich zu meinen Herrschern machen; denn er stand unter denen, die Geister waren, und er sah, daß sie gut waren; und er sprach zu mir: Abraham, du bist einer von ihnen; du wurdest erwählt, ehe du geboren wurdest" (Abr 3:22, 23).

Abraham war nicht der einzige, der vor seiner Geburt erwählt worden war, sondern dies trifft auch auf viele andere zu, von denen wir wissen. Der einzige Grund, warum sie vor ihrer Geburt erwählt wurden, ist der: Gott kannte sie. Er stand mitten unter ihnen, den Edlen und Großen und den übrigen Geistern, doch in diesem Vers heißt es ausdrücklich, daß er inmitten der großen und edlen Geister stand. Von all den edlen Geistern, die auf die Erde kommen sollten, war der größte Christus, unser Herr, der Erstgeborne, der Sohn Gottes. Ein weiterer war der Satan. Ohne auf Einzelheiten eingehen zu wollen, sage ich nur: Der Satan war ein Morgenstern, einer der strahlendsten Geister, doch wegen seiner Handlungsweise wurde er auf die Erde hinabgestoßen, und er riß ein Drittel der himmlischen Heerscharen mit sich.

Weil diese Geister wirklich gelebt haben und bekannt waren, — denn Gott kannte sie — haben alle Propheten schon lange vor der Geburt Christi auf Erden von seinem Werk reden können. Sie schilderten die kleinsten Einzelheiten aus seinem Leben, seinem Wirken, seine Kreuzigung und kündeten sogar an, daß man um seinen Mantel das Los werfen und ihn töten würde. All das war möglich, weil Gott ihn kannte.

Betrachten wir Johannes den Täufer. Sie wissen, daß der Engel Gabriel der Elisabet erschienen war und ihr verkündet hatte, sie werde einen Sohn bekommen. Er sollte ein Wegbereiter für das Kommen des Erlösers der Welt sein. Hätte Johannes nicht zuvor schon als Geist gelebt, so könnte man kaum glauben, jemand habe vorhersagen können, was für ein Geist da auf die Welt kommen sollte.

Jesaja hat gesagt, Gott kenne alle seine Werke von Anfang an. Er muß nicht erst darauf warten, wie sich alles hier auf Erden entwickelt, denn er hat festgesetzt, daß bestimmte Absichten erreicht werden sollen, und er hat im voraus dafür gesorgt, daß dies geschieht, indem er bestimmte Geister zu ihrer jeweiligen Zeit auf die Erde schickt. Ihr Leben und Wirken ist ihm genauso vor ihrer Geburt bekannt wie es die Mission und das Wirken seines Einziggezeugten Sohnes war. Deshalb konnte auch Gabriel das Kommen des Johannes und seine Mission in der Welt ankündigen.

Denken wir ferner an die Mission des Lieblingsjüngers Johannes, des Apostels des Herrn Jesus Christus. Gott mußte nicht erst darauf warten, bis des Johan-

nes Erdenleben vorüber war, um seine Mission zu kennen. Johannes hatte sich bereits in der Ewigkeit auf die Mission vorbereitet, zu der er berufen war. Deshalb konnte ein Engel Gottes 600 Jahre vor Christus dem Nephi offenbaren, was Johannes vollbringen würde (s. 1Ne 14:20-27). Die Mission eines Patriarchen besteht darin, daß er den Kindern des Herrn offenbart, wozu der Herr sie hier im Erdenleben berufen hat, damit sie sich eine Vorstellung davon machen können, was der Herr von ihnen erwartet.

Wenn wir nicht wissen, wohin wir gehen, gleichen wir einem Schiff auf hoher See ohne Steuer.

Im Zusammenhang mit der Mission Joseph Smiths, des Sehers und Offenbarers, der mit Mose verglichen wurde (s. 2Ne 3:9), gibt es eine herrliche Verheißung. Er sollte kein anderes Werk tun, sondern nur dasjenige, das der Herr ihm auftragen würde; dieses Werk, das er zustande bringen sollte, sollte durch die Macht Gottes vielen Menschen Errettung bringen (s. 2Ne 3). Wir sehen also: Wenn ein Patriarch die Inspiration seines Amtes hatte und von Gott erfahren konnte, wer Joseph Smith war, so war es ihm auch nicht schwer, Joseph die Hände aufzulegen und ihn mit großer Führungskraft zu segnen. Es war ihm nicht schwer, denn Joseph Smith war ja, gemäß der Berufung von seiten des Allmächtigen, zu der ihm bestimmten Zeit auf die Erde gekommen.

Ich erinnere auch an Jeremia, der als Prophet berufen wurde:

„Das Wort des Herrn erging an mich: Noch ehe ich dich im Mutterleib formte, habe ich dich ausersehen, noch ehe du aus dem Mutterschoß hervorkamst, habe ich dich geheiligt, zum Propheten für die Völker habe ich dich bestimmt.

Da sagte ich: Ach, mein Gott und Herr, ich kann doch nicht reden, ich bin ja noch so jung" (Jer 1:4-6).

Weiß man all dies, so ist es nicht schwer, die Mission eines Patriarchen zu verstehen. Der Apostel Paulus hat gewußt, daß der Herr die Menschen beruft, bevor sie geboren werden. Betrachten wir ein paar Verse aus dem ersten Kapitel des Epheserbriefes:

„Paulus, durch den Willen Gottes Apostel Christi Jesu, an die Heiligen in Ephesus, die an Christus Jesus glauben.

Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus.

Gepriesen sei der Gott und Vater unseres Herrn Jesus Christus:

Er hat uns mit allem Segen seines Geistes gesegnet durch unsere Gemeinschaft mit Christus im Himmel.

Denn in ihm hat er uns erwählt vor der Erschaffung der Welt, damit wir heilig und untadelig leben vor Gott" (Eph 1:1-4).

Wir sehen also: Diejenigen, die Gott vor Grundlegung der Welt erwählt hat, die hat er aus der Welt zu Führern berufen, damit sie der Welt ein Licht seien. Ich bezeuge Ihnen: Diese Verheißung trifft auf die meisten von uns zu, die im neuen und immerwährenden Bund geboren sind, sowie auf die, welche auf die Stimme der Boten ewiger Wahrheit gehört

und dieselbe angenommen haben. Was aber, wenn vor den Augen aller Menschen unser Licht verlöscht? Was geschieht, wenn der eine oder andere von der Mission abirrt, zu der der Herr uns berufen und vor Grundlegung der Welt ordiniert hat? Ein patriarchalischer Segen hat unter anderem den Zweck, daß er uns dazu inspiriert, hier im Erdenleben das Beste zu geben, so daß wir der großen Berufung, die wir vor Grundlegung der Erde erhalten haben, würdig sind.

Als Mitglied des Kollegiums der Zwölf hatte ich bereits Gelegenheit, mehrere Patriarchen zu ordinieren. Der erste, den ich ordinierte, sagte: „Ich glaube, ich kann dieses wichtige Amt nicht erfüllen.“ Ein paar Wochen nach seiner Ordinierung erhielt ich einen Brief von ihm, darin hieß es sinngemäß: „Ich dachte, ich würde es nicht schaffen. doch nun habe ich die Worte eines jeden Segens, den ich gegeben habe, durchgelesen, und ich weiß: das habe ich nicht selbst geschafft. Es war der Herr, ansonsten wäre dies gar nicht möglich gewesen.“

Vor nicht allzu langer Zeit habe ich die Kirche in einem bestimmten Gebiet besucht und dort folgendes gehört: Zwei Jungen gingen zum Patriarchen, um ihren Segen zu empfangen. Der Pa-



triarch kannte einen der Jungen sehr gut und zu ihm sagte er: „Ich habe einen besonderen Segen für dich.“ Er segnete den anderen Jungen zuerst, dann legte er dem, zu dem er gesagt hatte, er habe für ihn einen besonderen Segen, die Hände auf. Doch er merkte, daß er ihm überhaupt keinen Segen geben konnte — er fand einfach keine Worte. Schließlich sagte er: „Du mußt ein andermal wiederkommen.“

Der Herr zeigte dem Patriarchen, daß kein Patriarch für irgend jemand einen Segen hat. Der Segen kommt immer vom Herrn, und wenn jemand sich selbst Ehre verschaffen will und aus eigenem spricht — sozusagen aus der eigenen Inspiration heraus —, dann hat er nichts zu geben. Es ist der Herr, der den Segen gibt, und der Patriarch ist nur das Werkzeug, wodurch er es tut.

Den Kindern des Herrn offenbar machen, wozu er sie auf Erden berufen hat — das ist die Mission eines Patriarchen.

Ich kenne nichts Schöneres als den Segen, den Mose, und den Segen, den Jakob den zwölf Stämmen Israel gegeben haben. Dem Josef wurde ein neues Land „bis an die Enden der immerwährenden Hügel“ verheißen; seine Zweige sollten „über die Mauer reichen“ und er sollte „mit dem Segen des Himmels und der Erde gesegnet werden“. Vielleicht haben weder Jakob noch Mose, die den Segen aussprachen, gewußt, wo dieses neue Land lag, das Gott dem Josef geben würde, oder wohin die Zweige des großen Hauses Israel wachsen würden, wenn sie sich über die Mauer erstreckten. Auch ein Patriarch versteht nicht jeden Segen, den er gibt.

Vor einiger Zeit habe ich einen Patriarchen besucht. Er erzählte mir von einem Segen, den er einer Frau gegeben hatte. Sie war aus einem Missionsgebiet zu ihm gekommen. Unter anderem sagte er ihr, ihre Vorfahren hätten einen großen Beitrag zur Hervorbringung des Evangeliums in diesen, den Letzten Tagen geleistet. Nach dem Segen sagte sie: „Ich fürchte, es ist Ihnen ein Fehler unterlaufen. Ich bin zur Kirche bekehrt worden. Ich bin die erste in meiner Familie, die sich der Kirche angeschlossen hat.“

„Ich weiß darüber nichts“, sagte der Patriarch. „Ich weiß nur, was mir eingegeben worden ist.“ Als er mir davon erzählte, war sie gerade in der genealogischen Bibliothek gewesen und hatte herausgefunden, daß einige ihrer Verwandten — ihre Großeltern oder Urgroßeltern — in den frühen Tagen der Kirche große Opfer auf sich genommen hatten. Ein Teil ihrer Familie war in den Osten der USA gekommen und dort bekehrt worden. Sie fand heraus, daß sie von Pionieren der Kirche abstammte. Der Patriarch hatte das selbst nicht gewußt. Er hatte mit der Inspiration des Heiligen Geistes gesprochen.

Ich war vor einigen Jahren in Arizona und der Pfahlpräsident erzählte mir, einer seiner Söhne sei auf Mission berufen worden. Vor der Abreise war der Junge zum Patriarchen gegangen und hatte einen Segen empfangen. Der Patriarch hatte ihm gesagt, er solle mit der Aufgabe zufrieden sein, die er bekom-

men werde. Er hatte gesagt: „Du wirst zu deiner Rechten und zu deiner Linken Fluten sehen, doch dein Leben wird beschützt und verschont werden.“ Ich frage Sie: Wie konnte der Patriarch das wissen, wenn er nicht vom Allmächtigen inspiriert war?

Ich bin im Haus eines Patriarchen aufgewachsen. Mein Vater wurde im Alter von 33 Jahren zum Amt eines Patriarchen berufen. Wir Jungen waren die ersten, denen er einen Segen gab. Ich war damals acht. Wir waren drei Geschwister. Man kann den Wortlaut heute nachlesen — das habe ich erst unlängst getan. Wer uns drei kennt und den Segen eines jeden liest, weiß sofort, wem welcher Segen gehört, ohne daß er die Namen ansieht, die darauf stehen.

Mein Vater sagte mir, als ich acht war, daß ich nicht zufällig auf die Erde gekommen sei, sondern weil der Allmächtige es so bestimmt habe. Dann sprach er von der Arbeit, die ich beim Aufbau des Reiches Gottes verrichten sollte. Dieser Segen hat mich immer inspiriert, und ich habe immer zum Herrn gebetet, daß ich würdig sei, damit nichts, was er für mich vorgesehen hat, ungeschehen vorübergehen muß, weil ich etwa unwürdig wäre für das Werk, das er für mich hat.

Gott segne Sie, damit Sie erkennen, woher Sie kommen und welch große Möglichkeiten Sie haben. Würde der Schleier zur Seite gezogen, so daß Sie ein einziges Mal Gottes Absichten in bezug auf Sie schauen könnten, dann fiele es Ihnen nicht schwer, ihn zu lieben, die Gebote zu halten und jeder Segnung würdig zu sein, die er schon vor der Erschaffung der Welt für Sie bereithält. Und ich bitte den Herrn, er möge Sie segnen, damit Sie nie unsicher werden oder gar versagen. □

AUF DES HERRN WEISE BETEN

Stephen L. Law

„Sie brauchen mich nicht mehr besuchen“, sagte Julia Muñoz viuda de Olvera, eine ältere Frau, die immer sehr nett gewesen war. „Ich besuche Ihre Frauenhilfsvereinigung und Ihre Kirche nicht mehr.“

Mein Mitarbeiter und ich standen an der offenen Tür und trauten unseren Ohren nicht. Schwester Olvera war zwar ihrer eigenen Religion so sehr verhaftet, daß wir wußten: sie würde sich in diesem Leben vielleicht nicht mehr der Kirche anschließen; doch so eine Äußerung hatten wir von ihr nicht erwartet. Sie hatte alle Missionarsgespräche angehört, die Broschüren gelesen, die das Evangelium erläutern; sie las im Buch Mormon und kam immer zu den Versammlungen.

Wir fürchteten, irgendein Mitglied des Zweigs Nueva Rosita in Coahila (Mexiko) habe sie vielleicht beleidigt, und fragten nach dem Grund ihrer plötzlichen Sinnesänderung.

„Ach, die Mitglieder sind alle sehr nett und in den Versammlungen herrscht ein

guter Geist, und ich fühle mich nach den Versammlungen immer sehr gut", sagte sie. „Aber ich habe meine Brille verloren. Ohne Brille kann ich das Buch Mormon und die FHV-Lektionen nicht lesen und auch anderes, was Ihrer Kirche Sinn verleiht."

Wir merkten, daß dies für sie eine erhebliche Schwierigkeit darstellte und daß sie sehr niedergedrückt war. Wir versicherten ihr, daß man auch dann etwas von den Versammlungen habe, wenn man nicht lesen und schreiben könne. Einige Mitglieder der Gemeinde hatten nie lesen und schreiben gelernt. Doch sie ließ sich nicht trösten. Ihre einzige Einkommensquelle — das Nähen — war ebenfalls in Frage gestellt. Für eine neue Brille hatte sie nicht genug Geld. Eine vom Arzt verschriebene Brille war ein Luxus, den man sich einmal im Leben leisten konnte und nicht einmal alle ihre Nachbarn, die ein volles Gehalt verdienten, konnten sich eine Brille leisten.

Ich hatte das Gefühl, ich solle sie auffordern, zum Vater im Himmel um Hilfe zu beten. Ich versprach ihr: Wenn sie das täte, würde sie ihre Brille wiederfinden und das Leben würde genauso schön sein wie vorher. Als wir weggingen, warf mir mein Mitarbeiter vor, daß ich ein gewagtes Versprechen gegeben hätte. Ich aber hatte ein gutes Gefühl dabei und versicherte ihm, daß der Herr ihr die Bitte erfüllen werde.

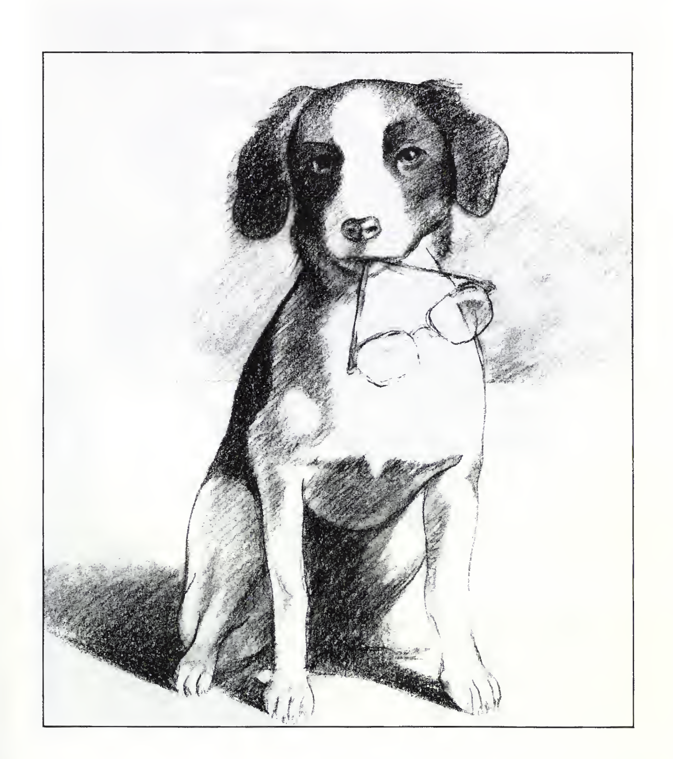
Ein paar Tage darauf kamen wir zurück. Sie war noch mutloser als am ersten Tag. Hatte sie nicht gebetet? Hatte sie wohl mit Glauben gebetet? Sie versicherte uns, sie habe inbrünstig und oft gebetet, doch ohne Erfolg. Ich fragte sie, ob sie auch wirklich darum gebetet habe, der Herr möge ihr helfen, die Brille zu finden. Sie antwortete, sie habe alle Gebete aufgesagt, die sie seit ihrer Kindheit auswendig konnte, und zwar mit aller Aufrichtigkeit, zu der sie fähig war. Mir sank das Herz, als mir klar wurde, daß sie auch nach monatelanger Belehrung noch immer nicht verstanden hatte, daß wir auf persönliche Art beten sollen. Die nächsten Stunden verbrachten wir damit, ihr zu erklären, wie man zum Vater im Himmel spricht: wie ein kleines Kind, ohne etwas auswendig zu lernen, ohne Gemeinplätze und leere Wiederholungen. Ihr Gebet sollte vom Herzen kommen und sie sollte ausdrücklich darum bitten, daß sie ihre Brille fände. Wir hoben hervor, daß der Erretter unser Mittler ist und daß wir jedes Gebet in seinem Namen sprechen sollen. Sie fühlte sich aber immer noch zu unsicher — wie bisher immer —, um am Ende unseres Besuches das Gebet zu sprechen, doch sie versprach, sie werde allein beten, wie wir es ihr dargelegt hatten.

Ein paar Tage darauf kamen wir wieder. Sie begrüßte uns mit der freudigen Eröffnung, daß sie noch in derselben Woche getauft werden wollte. Erstaunt hörten wir zu, als sie die plötzliche Änderung erklärte. Sie hatte demütig gebetet, wie wir es ihr dargelegt hatten. Im Namen Jesu Christi hatte sie zum Vater im Himmel darum gebetet, er möge ihr helfen, die Brille zu finden. Nach dem Beten war sie aufgestanden und hatte sich an die Nähmaschine gesetzt. Ein kleiner Hund war durch die offene Tür hereingelaufen, hatte sich zu ihren Füßen hingelegt und mit etwas zu spielen angefangen, was er im Maul trug — es war ihre Brille!

Sie hatte keine Ahnung, wo die Brille gewesen war, und den Hund hatte sie noch nie gesehen. Doch sie wußte: Der Vater im Himmel hatte ihr Gebet erhört.

Sie wollte sich sofort taufen lassen. All die Menschen, die ihr lieb waren, sollten von der Freude erfahren, die sie gefunden hatte.

Ihre Taufe trug bald weitere Früchte: Zwei ihrer Töchter und mehrere Enkelkinder wurden getauft. Zukünftige Generationen werden den Namen von Julia Muñoz viuda de Olvera in dankbarer Erinnerung behalten. □



Unser kulturelles Erbe entdecken

EMILYS STOLZ

William G. Hartley



Es kommt nicht oft vor, daß Jungverheiratete ihre Flitterwochen verbringen, indem sie mitten im Winter zwei Monate lang kampieren. Doch Emily Abbot, die 18jährige Braut, und Edward Bunker, ihr junger Ehemann, hatten gar keine andere Wahl. Unmittelbar nachdem John Taylor, der damals Apostel war, sie in Nauvoo als Eheleute gesiegelt hatte, flohen sie zusammen mit Hunderten anderer Heiliger über den zugefrorenen Mississippi nach Westen. Es war Ende Februar, man schrieb das Jahr 1846. Als Flüchtlinge schlugen sie während des langsamen und beschwerlichen Marsches durch Iowa Tag für Tag ihr Lager in Schnee und Morast auf.

In Garden Grove (Iowa) gelang es Edward Bunker, eine rohe Hütte mit einem einzigen Raum zu zimmern. Es gab darin weder Fenster noch Türen, und der Boden war nur Lehm — Emily Bunker war jedenfalls Besseres gewohnt gewesen. Edward Bunker wußte, sie war in einer gepflegten Umgebung aufgewachsen. Sie kam aus einem wohlhabenden Haushalt in Dansville (Bundesstaat New York), denn ihr Vater war Besitzer einer Wollfabrik. Ihre Eltern hatten sie auf eine gute Schule geschickt.

Als Emily ungefähr zehn Jahre alt war, zog die Familie nach Westen, um ein 16 Hektar großes Stück Land in Iowa zu bewirtschaften. Dort wurden sie zum Mormonismus bekehrt und zogen bald weiter nach Nauvoo. 1843 starb Emilys Vater, und sie ging zu Nachbarn arbeiten, um bei der Versorgung der Mutter und der fünf Geschwister mitzuhelfen. Sie arbeitete viele Stunden und wurde nach und nach eine gute Schneiderin. Beim Schneidern lernte sie auch Edward kennen, den sie dann heiratete.

Das Leben in der Blockhüttensiedlung Garden Grove war nicht leicht, und Edward Bunker war oft lange unterwegs, um Gelegenheitsarbeit zu finden. Manchmal brachte er ein wenig Mais heim, manchmal Speck. Als er hörte, daß die Armee der USA Freiwillige für das Mormonenbataillon suchte, rückte er ein, in der Hoffnung, sein Sold werde für die Reise seiner Frau nach Westen reichen.

Ihr Mann ging fort und Emily Bunker und die Familie ihrer Mutter waren auf sich selbst gestellt, bis er zurückkam. Innerhalb des nächsten Jahres — bis Januar 1847 — sollte die Armut der jungen Frau eine Lehre im Hinblick auf ihren Stolz erteilen.

Emily Bunker war eine hervorragende Schneiderin und kam sich manchmal besser vor als andere, die nicht so gut gekleidet waren wie sie. Eines Tages sah sie ein kleines Kind, das Kleider aus Vorhangstoff anhatte — Satin mit einem hellen Blumenmuster auf dunkelblauem Hintergrund. Vorhangstoff für ein Kinderkleid! Sie übte heftige Kritik an der Mutter, daß sie nicht besser für ihr Kind sorgte, und schwor sich laut: „Ich würde mein Kind nie in so ein Kleid stecken, und wenn ich es geschenkt bekäme!"

Als aber im Januar ihr erstes Kind zur Welt kam, hatte sie nichts, was sie ihm anziehen konnte. Niemand im Lager hatte etwas, was sie hätte kaufen können. Niemand — außer der armen Mutter, über die sie geschimpft hatte. Diese sagte freundlich zu ihr: „Ich habe noch ein paar Meter von dem Stoff, aus dem ich meine Kinderkleider mache. Sie können gern etwas davon haben." Emily Bunker schluckte ihren Stolz hinunter,

Fortsetzung Seite 50

Unruhe und Aufregung, Ungeduld und zugleich Ungewißheit — das waren meine Empfindungen, während der Zug unserem Reiseziel zueilte.

Es war Juni 1961, und ich war mit 16 weiteren Studenten im Rahmen einer BYU-Studienreise nach Quebec unterwegs, um Französisch zu lernen. Am nächsten Tag sollten wir ankommen, und unsere Erwartung und Spannung stieg mit jedem Augenblick.

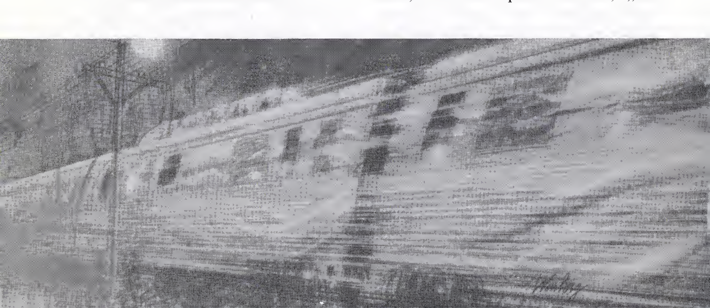
Mit meiner Erwartung wuchs auch die Angst: ich hatte zwei Schwierigkeiten vor mir. Erstens — und das war das Wichtigste — war da die Herausforderung, die ich verspürte, ein Missionar zu sein und das Evangelium beispielhaft zu leben. Da die Kirche großes Gewicht darauf legte, daß jedes Mitglied ein Missionar sein sollte, hatte ich mich

GESANG UM MITTERNACHT

Diana McFarland Brown

eingehend mit diesem Gedanken befaßt. Ich war in einer kleinen Ortschaft in Idaho aufgewachsen und hatte von klein auf zur Kirche gehört. Fast alle Bewohner des Ortes waren Heilige der Letzten Tage. Auch die meisten umliegenden Ortschaften waren vorwiegend von Heiligen der Letzten Tage bewohnt, und die Kirche stand im Mittelpunkt des gesellschaftlichen, politischen wie religiösen Lebens. Von dort kam ich auf die Brigham-Young-Universität, wo eine wohltuende Atmosphäre herrschte. So hatte ich mit neunzehn Jahren noch sehr wenig mit Leuten zu tun gehabt, die nicht der Kirche angehörten.

Ein paarmal hatte ich Außenstehende kennengelernt und ihnen von der Kirche erzählen wollen, doch fühlte ich mich dann immer zu unsicher und unbeholfen, um das Gespräch in diese Richtung zu lenken. Die sogenannten ‚Goldenen Fragen' schienen mir wie ein Klumpen im Hals zu stecken, und meine Stimme fing an zu zittern, wenn ich mit Überzeugung etwas sagen wollte. Es fiel mir schwer, über etwas zu sprechen, was ich so tief im Innersten empfand. Und jemand über seine Religion zu fragen kam mir vor wie ungezogene Neugier. Wenn dann die Gelegenheit vorbeigegangen war, ärgerte ich mich immer. Wenn ich mich, wie der Apostel Paulus, „des



Evangeliums nicht schämte, das eine Kraft Gottes ist, die jeden rettet, der glaubt" (Röm 1:16) — warum fiel es mir dann so schwer, anderen diese gute Nachricht zu bringen?

Die zweite Schwierigkeit war nicht so schlimm. Es wurde erwartet, daß wir nach der Ankunft in Quebec und der Anmeldung an der Universität Laval den ganzen Sommer lang nur Französisch redeten. Ich hatte erst ein Jahr Französisch gelernt und war von einer perfekten Sprachbeherrschung noch meilenweit entfernt. Doch meinen Mitstudenten erging es nicht besser, und ich wußte ja: Schließlich war ich hier, um besser Französisch zu lernen.

Ich war nicht die einzige, die an diesem Tag nervös und aufgeregt war. Es war dunkel geworden, und die anderen Reisenden hatten angefangen, sich für die Nacht einzurichten. Unsere Gruppe jedoch war viel zu aufgeregt und erwartungsvoll, um an Schlaf auch nur zu denken.

„Gehen wir in den Panoramawagen singen — üben wir ein paar französische Lieder und überhaupt ein wenig Französisch", schlug jemand vor.

Wir verließen unseren Waggon und gingen in den anschließenden Panoramawagen. Dieser Waggon hat zwei Ebenen — die untere ist wie ein normaler Passagierwaggon, doch mit weniger Sitzen. Über eine Treppe erreicht man die obere Ebene, von wo aus man den Blick durch die großen, gebogenen Fenster genießt. Der untere Teil des Waggons war leer, und oben fanden wir nur zwei Passagiere vor: eine junge Mutter und ihren weinenden kleinen Sohn.

Die Mutter versicherte uns, wir könnten ruhig singen, sie habe nichts dagegen, und so fingen wir zögernd an — in schlechtem Französisch, mit vielen falschen Akzenten. Unser dürftiges Repertoire an französischen Liedern war bald erschöpft, und wie von selbst gingen wir zu den vertrauten Melodien und Texten unserer Kirchenlieder über.

Es war tröstend und stärkend, die Lieder zu singen, die ich seit meiner Kindheit kannte. Ich merkte, daß der kleine Junge zu weinen aufhörte, als wir sangen. Bald schlief er auf dem Schoß seiner Mutter ein.

Ich weiß nicht, wie lange wir sangen, aber ich weiß noch, wie ich wieder mehr Mut faßte und meine Überzeugung stärker spürte, als wir sangen: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt" und „O mein Vater". Ich weiß noch, wie glücklich ich mich fühlte, als wir das Lied „Battle Hymn of the Republic" sangen. Wir endeten mit „Kommt Heil'ge, kommt" und als das letzte „Alles wohl, alles wohl" verklang, gingen wir langsam aus dem Abteil.

Ich war die erste, die die Treppe in das untere Abteil hinunterstieg, und was ich unten sah, damit hatte ich nicht gerechnet. Dutzende Gesichter blickten zu uns herauf. Das Abteil war voll, und die Leute standen und saßen sogar im Zwischengang. Ohne daß wir es gemerkt hatten, waren die Leute gekommen und hatten uns zugehört.

Eine Frau, die an der Treppe stand, berührte mich am Arm. Sie hatte Tränen in den Augen. „Ihr jungen Leute habt so schön gesungen", sagte sie, „weil ihr aus dem Herzen singt. Wer seid ihr denn, und woher kommt ihr?"

„Wir sind Mormonen", sagte ich. „Wir sind Studenten von der Brigham-Young-Universität in Provo, Utah."

„Mormonen", murmelte sie.

Sie hatte recht: Wir hatten aus dem

Herzen gesungen, und im Herzen sang ich noch immer. Ich hörte meine eigene Stimme fragen: „Was wissen Sie über die Mormonen?"
„Nun, ich habe den Tabernakelchor singen gehört", gab sie zur Antwort.
„Möchten Sie mehr über unsere Kirche wissen?" fragte ich.
„Ja, eigentlich schon."
„Was mache ich jetzt", dachte ich erschrocken. „Ich habe endlich die ‚Goldenen Fragen' gestellt, aber wo fange ich jetzt an?"
Da hörte ich eine ruhige, sichere Stimme hinter mir. Ein zurückgekehrter Missionar aus unserer Gruppe streckte der Frau die Hand entgegen. „Vielleicht haben Sie schon von Joseph Smith gehört", sagte er. „Lassen Sie mich von ihm erzählen."
Er schilderte Joseph Smiths erste Vision und erklärte, wie das Buch Mormon hervorgekommen war. Mehrere Leute, die uns singen gehört hatten, blieben da und hörten zu, was dieser ernste junge Mann aus unserer Gruppe sagte. Einige gaben uns ihren Namen und ihre Adresse, damit wir ihnen die Missionare oder ein Buch Mormon schicken konnten.
Mein Herz ging über vor Frieden und Freude. Ich hatte die ‚Goldenen Fragen' gestellt, und der zurückgekehrte Missionar hatte mir gezeigt, wie es weitergeht. Erst ein paar Minuten davor hatten wir von der ersten Vision Joseph Smiths gesungen: „O wie lieblich war der Morgen ..." Schon in den ersten Jahren lernen die Kinder in der Primarvereinigung die Geschichte von dem Jungen „im Gebet auf seinen Knien". Wie kann man an jemand besser das Evangelium heranbringen, als wenn man ihm diese schöne Begebenheit erzählt. Dieses Erlebnis war mir eine Hilfe für den ganzen Sommer.
Später lernte ich, jemand nach den ‚Goldenen Fragen' nach Hause einzuladen, damit ich ihm einen Film zeigen und ihn den Missionaren vorstellen konnte. Ich habe gelernt, daß es unzählige andere Möglichkeiten gibt, anderen das Evangelium nahezubringen. Ich denke gern an jenen Abend zurück, als wir im Zug von ganzem Herzen sangen und nicht merkten, daß uns jemand zuhörte. Wir hatten in der Tat etwas, worüber man singen kann, und unsere Botschaft stieß auch nicht auf taube Ohren. ☐

Emilys Stolz – *Fortsetzung von Seite 47*

nahm den Vorhangstoff und wollte dafür bezahlen. Doch die Geberin erwiderte: „Ich will nichts dafür. Ich hoffe, Sie brauchen den Stoff so sehr, daß Sie deswegen keine Tränen vergießen und dem Herrn Vorwürfe machen, weil Sie nichts Besseres haben." Emily Bunker beklagte sich nicht über das Kleidungsstück aus Vorhangstoff, das sie ihrem kleinen Sohn machte. Es dauerte lange, bis er etwas anderes zum Anziehen bekam.
Als ihr Mann Edward nach 18 Monaten vom Bataillon zurückkam, sah er seinen 11 Monate alten Sohn zum ersten Mal. (Es ist jedoch nicht überliefert, was der Junge bei der Gelegenheit anhatte.)

Als Mutter von 11 Kindern erzählte Emily Bunker oft die Geschichte von dem Vorhangkleid. Sie wollte ihren Kindern helfen, auch in Zeiten glücklich zu sein, wo Geld und irdische Güter knapp sind. ☐

DIE KUH DES NICHT-MORMONEN

Rhoda Lewis Behunin

Bluewater ist nur ein kleiner Punkt auf der Landkarte in der Nordostecke von New Mexico. Für mich ist Bluewater aber ein wichtiger Ort, denn ich bin dort geboren und aufgewachsen. Damals war das meine Welt, und ich habe dort einiges gelernt — nicht zuletzt durch das Erlebnis mit der Kuh des Nichtmormonen.

Die Landschaft um Bluewater ist schön, wenn auch von einer eher herben Schönheit. Die Gegend ist sehr trocken, und ein großer Teil des flachen Beckens ist von rotem Staub bedeckt, den der nie aufhörende Wind an Zaunpfosten und Mauerecken zusammenweht. Das Tal ist von einer tiefen Schlucht durchzogen, in der nur während der Regenzeit Wasser fließt, ein reißender Bach, von der Erde rot gefärbt. Am Anfang dieser Schlucht, wo ein Rinnsal von den Hügeln herabfließt, konnten ein paar Pappeln so tief Wurzel fassen, daß sie von Grundwasser genährt werden. Sie stehen so fest, daß ihnen weder Sturm noch Dürre etwas ausmachen. Als Kind hatte ich gehofft, mein Zeugnis von der Kirche würde einst so fest verankert und unbeugsam sein wie diese Pappeln.

Bluewater war eine Ortschaft, die zum Teil den Mormonen, zum andern den Nichtmormonen gehörte. Im nördlichen Teil wohnten die — wie wir meinten — reichen Nichtmormonen. Ihnen gehörten der Gemischtwarenladen und die Autowerkstatt mit Tankstelle. Auch die Eisenbahn hatte dort einen kleinen Bahnhof, und es gab sogar ein Postamt. Im südlichen Teil hatten die Mormonen ein kleines Gemeindehaus aus Beton und eine vierzügige Schule aus roten



Ziegeln. Zwischen den beiden Gruppen gab es kaum Kontakt. Die Mormonen gingen hinauf in den Laden, um einzukaufen und zu tanken oder wenn sie zur Post mußten. Die Kinder der Nichtmormonen kamen herunter zur Schule, und die Erwachsenen kamen gelegentlich zu Veranstaltungen oder Tanzabenden der Kirche.

Während der Wirtschaftskrise der 30er Jahre lebten wir hauptsächlich von Kartoffeln und Feldbohnen. Zu essen gab es nur, was man selbst anbaute. Mama konnte aus Kartoffeln und Bohnen regelrechte Leckerbissen machen, aber in Milch verwandeln konnte sie sie auch nicht. In unserem kleinen Ort gab es kein Telefon, keinen Bürgersteig, kein elektrisches Licht, kein Straßenpflaster — und kein Milchgeschäft. Für Dosenmilch hatten wir kein Geld. Eine Milchkuh war eine Notwendigkeit für eine Familie. Unsere Kühe hatten keine Milch und meine Eltern machten sich Sorgen wegen ihrer acht Kinder. Ich war die Älteste und machte mir auch Sorgen. Als ich Mama eines Tages beim Geschirrspülen half, fragte ich: „Werden wir verhungern?" Sie erwiderte: „Noch sind wir nicht verhungert, oder?" Das wußte ich selbst, doch lechzten wir schon nach Abwechslung beim Essen, und wir brauchten Milch. Sie redete weiter, halb zu sich selbst, halb zu mir: „Solange wir unseren Zehnten bezahlen, kann ich mir nicht vorstellen, daß der Herr uns verhungern läßt. Er hat immer für uns gesorgt." Ich wußte: das stimmte. Ich wußte auch, daß meine Eltern immer einen ehrlichen Zehnten für alles bezahlt hatten, was sie bekamen — und zwar mit Freuden. Jedes zehnte Kalb wurde als Zehnter deklariert. Ich sah, wie Mama jeden Tag auf den Kalender schrieb, wieviel Eier sie an dem Tag eingesammelt hatte, und jeden Monat ging ein Zehntel davon an den Herrn. Ich machte mir keine Sorgen mehr. Außerdem war es Frühling, und es wurde schon neu angebaut.

Eines Tages — es war kurze Zeit später — eilte ich vom Schulbus nach Hause. Als ich mich dem Haus näherte, sah ich meine beiden kleinen Brüder und meine Schwester beim Tor stehen und etwas anschauen. Es war ein glühender Zigarrenstummel. Ich konnte mir nicht vorstellen, wie ein dicker Zigarrenstummel in unseren Vorgarten kam. Der einzige rauchende Mormone, den ich kannte, rauchte Zigaretten.

„Woher kommt das?" fragte ich.

Die Antwort versetzte mich noch mehr in Erstaunen. „Mister Thigpen hat ihn hier weggeworfen." Mister Thigpen war der Erz-Nichtmormone. Er war der Besitzer des Gemischtwarenladens.

„Was wollte er hier?"

Auch die nächste Antwort löste das Geheimnis nicht: „Er will Papa eine Kuh geben."

Meine Schwester schubste den Zigarrenstummel mit der Fußspitze beiseite. Wir standen erschrocken da. Aber da kein Blitzschlag sie traf und die Erde sich nicht auftat, um sie zu verschlingen, nahm mein Bruder endlich die Schaufel und warf Erde auf den Stummel.

Vater kam aus dem Haus und zäumte das Pferd auf, das im Korral stand. Dann kam Mama heraus und sagte: „Gehst du jetzt?"

„Ja, Mister Thigpen hat gesagt, ich soll die Kuh holen. Sobald er nüchtern ist, überlegt er's sich, aber wenigstens heute abend können wir sie melken."

Er legte dem Pferd den Sattel auf und zog den Sattelgurt an. „Ich bin gleich

wieder da", sagte er, schwang sich auf das Pferd und trabte in Richtung Norden. Ich war zu verwirrt, um zu fragen, ob ich auch mitkommen dürfe.

Während Mama das Abendessen richtete, machte ich meine Schulaufgaben. Diese mußten vor Einbruch der Dunkelheit fertig sein, denn wir hatten kein Petroleum mehr für die Lampe. Mama legte Holz nach und rührte in den Töpfen, dann schob sie die Töpfe an den Herdrand, wo sie warm blieben, aber nicht verbrannten. Sie holte das Brot aus dem Backofen und stürzte es aus den Formen auf die Anrichte neben dem Herd. Dann deckte sie den Tisch.

Und da kamen auch schon die Kinder durch das Haus gelaufen, die am Tor Ausschau gehalten hatten. „Papa kommt! Die Kuh ist da!" Sie liefen aus der Küchentür. Mama folgte ihnen mit einem Melkeimer. Mein Bruder machte schnell das Korraltor auf. Wir sahen alle zu, wie die schöne kleine Jerseykuh mit dem prallen Euter zierlichen Schrittes hineinging. Sie blieb stehen und wartete darauf, gemolken zu werden. Keine Primadonna hatte jemals ein geneigteres Publikum.

Vater molk die Kuh. Wir standen dabei und lauschten dem scharfen Singen des Milchstrahls, der allmählich in ein weiches Rauschen überging. Dann gingen wir alle hinter Vater her, der mit dem Milcheimer ins Haus trat. Er machte die Ofenklappe auf, damit es heller würde, seihte die Milch ab und stellte den Krug auf den Tisch. Mama brach einen warmen Brotlaib an und stellte die Kartoffeln, die Bohnen und das Brot auf den Tisch. Wir setzten uns alle, und Vater segnete die Mahlzeit und dankte dem Herrn, daß er an diesem Tag so gut zu uns gewesen war.

Mister Thigpen kam in der Tat ein paar Tage später zurück. Sein großzügiges Angebot ärgerte ihn ein wenig. Er bewahrte aber Haltung und bot Vater eine Arbeitsstelle an, damit er die Kuh bezahlen konnte. Darüber hinaus bekam er noch Waren aus dem Laden.

„Tja", sagte Mama, „wir wissen nie, wie der Herr uns helfen wird. Ich hätte mir nie gedacht, daß ein betrunkener Nichtmormone ein Gebet erfüllen kann."

Es ist schon Jahre her, daß wir beim Schein des Feuers um den Tisch saßen und zu Abend aßen, doch ich erinnere mich noch genau daran. Inzwischen bin ich auf der ganzen Welt umhergereist und habe viele köstliche Mahlzeiten zu mir genommen. Milch habe ich in pasteurisierter, homogenisierter, pulverisierter und angereicherter Form genossen, doch noch nie hat sie mir auch nur annähernd so gut geschmeckt wie jene Milch damals, die Leib und Seele labte und die der Herr uns durch die Kuh des Nichtmormonen geschickt hatte. ☐

Umschlagbild: Als die Mormonenpioniere nach Utah kamen, brachten sie eine europäische Tradition mit: Sie verwendeten Fenster aus buntem Glas als Gestaltungselement für die Kirchengebäude. Am Anfang, bevor sich örtliche Talente in diesem Kunsthandwerk entfalten konnten, bestellte man solche Fenster in New Yorker Werkstätten. Später konnten örtliche Künstler Glasfenster für Tempel und Versammlungsgebäude bauen. Das Umschlagbild zeigt zwei Beispiele von dem Gebäude, das die Gemeinden Millcreek Eins, Drei und Zwölf in Salt Lake City beherbergt. Das Fenster auf der Titelseite stellt den Erretter als Guten Hirten dar. (Foto: Marilyn Erd.)

